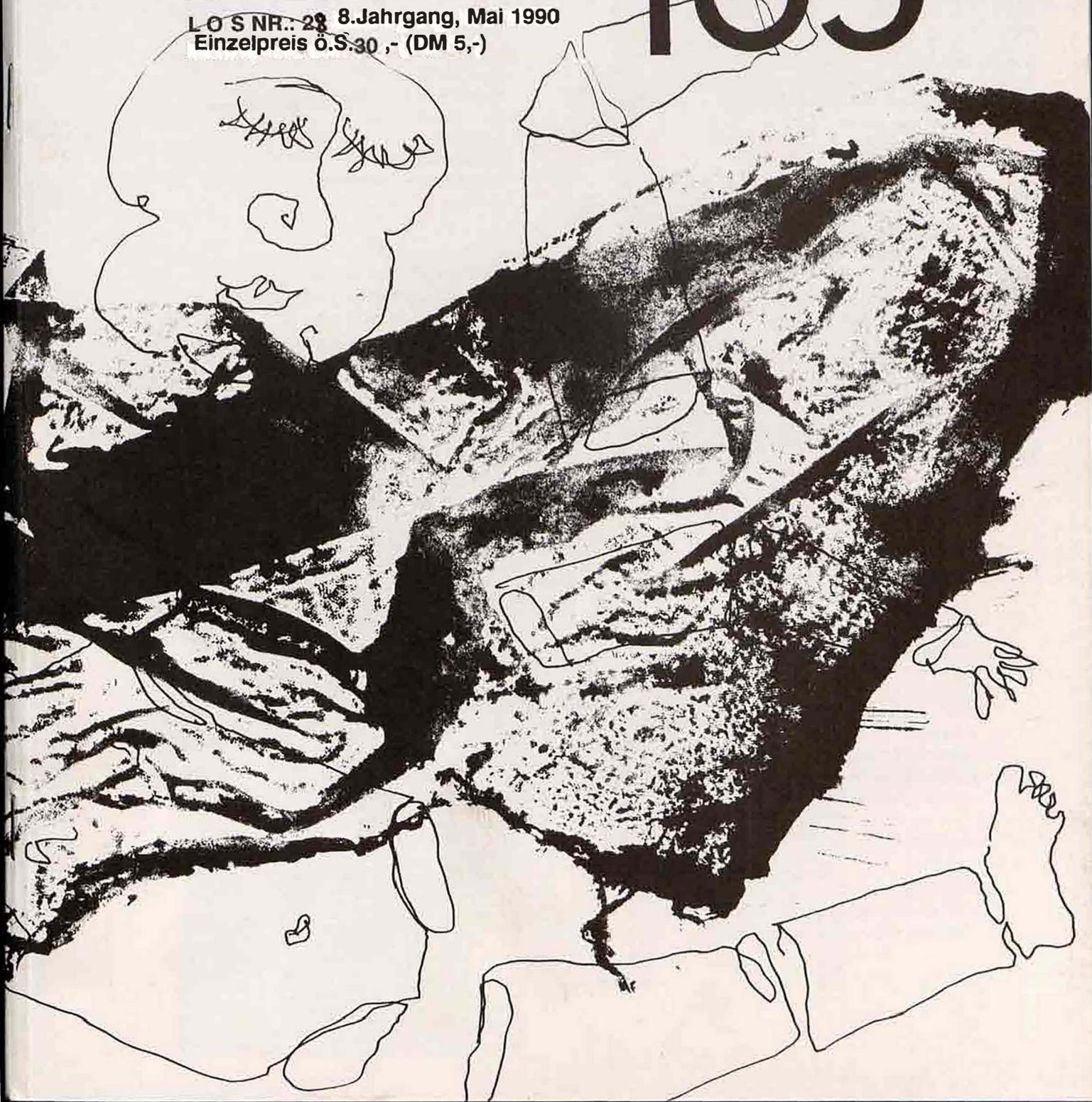


II 14 656 / 1990, 28

Pbb, Verlagspostamt 4020 Linz

LOS NR.: 28 8. Jahrgang, Mai 1990  
Einzelpreis ö.S. 30,- (DM 5,-)

res



## Impressum

### Herausgeber:

Arbeitsgemeinschaft LOS  
c/o Kurt Schneider,  
Blumengasse 21/6, 1170 Wien

### Medieninhaber (Verleger):

Arbeitsgemeinschaft LOS  
c/o Klaudia Karollny,

Hallestraße 1/20, 4030 Linz

Druck: eigene Vervielfältigung

### Bankverbindung:

Zentralsparkasse der Gemeinde Wien

Kto.Nr. 842 143 705

(Arge LOS, Elisabeth Hyrtl)

### Redaktion:

Wien:

Kurt Schneider, Blumengasse 21/6,  
1170 Wien, Tel.: (92) 48 47 18

Otto Anlanger

Bernadette Feuerstein

Marlies Feuerstein-Sutterlüty

Julia Haslwanger

Anna Maria Hosenseidl

Elisabeth Hyrtl

Christine Petioky

Linz:

Klaudia Karollny, Hallestr. 1/02,  
4030 Linz, Tel.: (0732) 30 44 33

Gabriele Bacher

Gunther W. Trübswasser

Salzburg:

Wilfried Ralith, p.A. MOHI Salzburg,

Griesgasse 2/217, 5020 Salzburg,

Tel.: (0662) 84 93 12

Innsbruck:

Volker Schönwiese, Achselkopfweg 1,

6020 Innsbruck. Tel.: (05222) 88 5 34,

tagsüber (05222) 507 Kl. 3545

Brigitte Herdin

Vorarlberg:

Eliane Hatzak, Hohenbaum 8,

6833 Weller, Tel.: (05523) 34 3 34

Layout:

Christine Petioky

Julia Haslwanger

Kurt Schneider

Umschlag

Gunther W. Trübswasser

Bezugsbedingungen:

Erscheinungsweise vierteljährlich

Einzelpreis öS 30,- (DM 5,-)

Doppelheft öS 50,- (DM 9,-)

Abo (4 Hefte) öS 100,-

(Ausland öS 120,-)

Abo-Bestellungen/Probahefte bei

Klaudia Karollny, Hallestraße 1/02,

4030 Linz

Kontaktadresse für Inserate:

Klaudia Karollny, Hallestr. 1/02,

4030 Linz, Tel.: (0732) 30 44 33

Kurt Schneider, Blumengasse 21/6,

1170 Wien, Tel.: (92) 48 47 18

Offenlegung nach § 25 Mediengesetz:

Grundlegende Richtung des Mediums -  
Zeitschrift gegen Aussonderung mit  
dem Ziel, Zustände und Mißstände  
aufzuzeigen sowie Alternativen vor-  
zustellen und zu fordern.



# Inhaltsverzeichnis

	Seite
*** Behinderte Sexualität - Sexualität Behindeter	6
*** Montessori - Pädagogik - heute	13
*** Ge(h)danken zum Frauentag	21
*** Sterbehilfe statt Lebenshilfe	22
*** Der Schulversuch "KLEINKLASSE" - ein Weg zur Integration?	25
*** NICOLE	29
*** Auf dem Weg zu einer solidarischen Alltagskultur	33
*** LIEBESBEHINDERUNGEN	38
*** Rooming Out ...	44
*** Stadttellbezogenheit - ein handlungsleitendes Prinzip	49
*** Buchbesprechung Lesetip	55



Photos: M. Schlegel

# Editorial



LASSEN SIE SICH NICHT  
VERGRÄMEN...



... SONDERN PASSEN  
SIE SICH AN.



LACHEN SIE  
NICHT, WENN  
ER BERGAB  
LANGSAMER  
IST ALS  
SIE.



WAHREN SIE ""  
IM GESPRÄCH  
GLEICHE HÖHE.



ERSCHRECKEN  
SIE IHN  
NICHT.  
ER  
FÄLLT  
TIEFER  
ALS  
SIE.

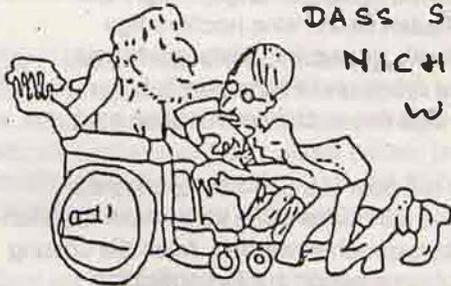


NEHMEN SIE IHN  
AUF DIE KNIE,  
WENN DER BODEN  
FEUCHT IST...



FAHREN SIE  
IHM NICHT ÜBER DIE  
ZEHEN.

...UND ERKLÄREN SIE IHM GEDULDIG,  
DASS SIE IHREN ROLLSTUHL  
NICHT VERSCHENKEN KÖNNEN,  
WEIL SIE IHN SELBST  
NOCH BRAUCHEN.



VOR ALLEM - BLEIBEN SIE NETT  
UND FREUNDLICH.  
DENN - ER IST EIN MENSCH  
WIE SIE



Der „Gute Ton“ für Rollstuhlfahrer  
im Umgang mit Nichtbehinderten.

# BEHINDERTE SEXUALITÄT – SEXUALITÄT BEHINDERTER

Andrea Mielke

Zu Beginn ein Zitat aus dem Buch:  
"Das tut man nicht"  
von Schröder S.

*Sexualität ist,  
wenn man ein Tier liebkost,  
oder eine Puppe wiegt,  
ist leidenschaftliches Verlangen,  
aber auch das ratlose Betrachten eines Menschen,  
den man gern hat,  
ist ein verstecktes Lächeln,  
oder ein roter Kopf,  
wenn man sich ertappt glaubt,  
Ist das Abpflücken einer Blume,  
das Einatmen von salziger Seeluft, -  
Sexualität ist Musik  
oder auch nur ein hübscher flüchtiger Gedanke.*

Zweifellos sind sowohl Behinderung als auch Sexualität Themen, die lange tabu waren, und es teilweise auch heute noch sind. Sie rufen, zumal wenn sie gemeinsam auftauchen, Angst und Unsicherheiten hervor. Gefühle die eine Tendenz fördern, "Sex bei Behinderten" für unwichtig zu halten, oder ganz auszuschließen.

Wenn man sich mit behinderten Menschen und ihrer Problemlage auseinandersetzt, stellt man fest, daß gerade in den letzten Jahren viele Mißstände aufgezeigt, bearbeitet und manchmal sogar beseitigt werden konnten. Diese Fortschritte, Erkenntnisse oder Verbesserungen beziehen sich zumeist auf das sogenannte "Stillen von Bedürfnissen". Weiters konnten auch einige Integrationsprogramme verwirklicht werden, wobei aber eines der wichtigsten menschlichen Grundbedürfnisse, das Sexualleben des behinderten Menschen einschließlich Partnerschaft und Beziehungen, bisher nicht oder nur sehr selten vorkommt.

Dieses Thema wird grundsätzlich übergangen und tabuisiert. Behinderte Menschen werden in der Regel als geschlechtslose Wesen angesehen und auch

dementsprechend behandelt. Dies ist auch eine Erklärung dafür, daß Mann/Frau/Eltern/Betreuer und wir alle versuchen, behinderte Menschen solange wie möglich als Kinder anzusehen, zu versorgen, anzukleiden, anzusprechen und zu "halten". Behinderte Menschen wollen grundsätzlich akzeptiert und verstanden werden und als vollwertige Menschen mit Gefühlen, Bedürfnissen, Ängsten und Sehnsüchten gelten.

So wird etwa z. B. körperbehinderten Menschen abgesprochen, daß sie überhaupt fähig seien, Partnerschaft und Sexualität zu verwirklichen. Mit großem Eifer wird Ausgleich angepriesen; die Alternativen lauten dann: "eine hochwertige Berufsausbildung, gesunder Leistungsehrgeiz, befriedigende Arbeit und Pflege persönlicher Interessen" - was das auch immer heißen mag.

Sexualität ist mit dem Mensch-Sein untrennbar verbunden und darf daher auch keinem behinderten Menschen abgesprochen werden. Auch die Lösung sexueller Probleme gehört zur Rehabilitation behinderter Menschen und nicht nur die berufliche und wohnliche Integration.

In Heimen beispielsweise bemüht man sich darum, sexuelle Wünsche einzudämmen, um möglichst keine "schlafenden Hunde" zu wecken. Ganz abgesehen von den strengen und unmenschlichen Regeln und Heimordnungen, die es Heimbewohnern von vornherein schwierig, bis fast unmöglich machen, überhaupt in Kontakt zu kommen, geschweige denn einer intimen Bereich zum Zurückziehen für sich zu beanspruchen. Oft findet man in Heimen z. B. Glasscheiben in den Aufenthaltsräumen, um die "Behinderten" besser zu kontrollieren, die Toiletten sind nicht verschließbar, getrennte Frauen- und Männergruppen bzw. Männer und Frauen sind überhaupt stockweise getrennt. Gleichgeschlechtliche Betreuer sind die Regel.

Bei einer Umfrage unter Heimleitern war zu hören:  
"Die Problematik haben wir ja nicht, da die Leute sehr schwer behindert sind... überhaupt wird heute auf der ganzen Welt die Sexualität hochgespielt. Ich sehe keinen Sinn darin, auch noch die Behinderten damit zu konfrontieren, sie haben sonst schon genug Probleme."

Die Sexualität ist eine Notwendigkeit und Funktion des Menschen, und wenn wir die Behinderten überhaupt als Menschen anerkennen wollen, müssen wir ihre Bedürfnisse und Funktionen auch auf diesem Gebiet anerkennen...

"Behinderte" sind Menschen und jeder Mensch besitzt Sexualität. Die Fähigkeit, sich sexuell ausleben und ausdrücken zu können, trägt in entscheidendem Maße zu unserem Selbstwertgefühl bei. Fast alle behinderten Menschen sind in der Lage, ein sexuelles Leben zu führen zu können, spezielle Beratung, Aufklärung und ein Minimum an physikalischer Hilfe sind dafür von großer Wichtigkeit. Forscher haben z.B. beobachtet, wie sich das Leben von schwerstbehinderten Menschen durch zärtliche Sexualität positiv verändert hat.

Worin besteht nun die Behinderung der Sexualität bei Klassisch- und Normalbehinderten? Für jeden gilt, daß er sich um so unsicherer fühlt, je weniger er seinen Körper akzeptieren kann. Jeder hat ein bestimmtes Idealbild von Schönheit im Kopf und fühlt sich unvollkommen, wenn er diesem nicht entspricht.

Zwei kurze Auszüge aus dem Buch:  
"HERZ IM KORSETT" von Ursula Eggli

*Paolo hat behauptet, er sehe mich nicht als Invalide. Ich sei für ihn normal, ganz normal, wie die andern Mädchen. Also ganz abgesehen davon, daß man in meinem Alter nicht mehr von Mädchen reden kann, glaube ich ihm auch nicht, es stimmt einfach nicht.*

*Da kann ein Mann lange erklären, er sehe ein Mädchen nicht als invalid an, er habe es total akzeptiert. Solange es kameradschaftlich ist, sicher, freundschaftlich auch. Aber sobald es um den Sex geht, um den Körper, da hört diese vielgepriesene Akzeptanz bald auf. Da sind die besten Freunde plötzlich erstaunt, sogar entsetzt, daß eine Freundin eine Frau ist, daß die Kollegin auch andere Bedürfnisse hat als nur zu diskutieren. Daß es diese Invalidengrenze gibt, hat ja jetzt auch Theres endlich eingesehen. Sie mußte es annehmen als bittere Tatsache, weil es einfach mit je-*

*dem ihrer Freunde auf diesem Gebiet scheiterte. Ich glaube, völlig integriert, akzeptiert und emanzipiert sind wir erst, wenn es auch mit dem Sex klappt. Nicht bei uns, bei den anderen. Bei uns würde es ja klappen, ich bin ja normal, Theres ist normal. Die körperlichen Funktionen sind normal. Nur das Aussehen und die Leistung ist nicht normal, nicht den Normen der Reklameschönheiten und der Leistungsgesellschaft entsprechend. SEI GUT IM BETT, SCHÖN ZUM PRÄSENTIEREN, DANN BIST DU IN.*

Die, auch bei Nichtbehinderten auftretenden Schwierigkeiten im Umgang mit der Sexualität,

- werden bei behinderten Menschen durch
- mangelnde bzw. falsche Aufklärung
  - das "Anders sein"
  - die Angst, Bedürfnisse aus- und anzusprechen
  - das Angewiesensein
  - ständige Isolation
  - verschiedene körperliche, geistige oder psychische Beeinträchtigungen und durch
  - Unterdrücken und Kompensieren von Gefühlen noch verstärkt.

Die Grenzen von körperlichem Intaktsein sind zwar sehr fließend, dennoch sind sie stets, bewußt oder unbewußt, in unserer Vorstellung vorhanden. Verdeutlichen läßt sich dies in einem Satz von Dieter Duhm: "Schön ist die erotische Bewegung eines angstlosen Körpers."

Kaum jemand wird sich, wenn er diesen Satz hört, die zuckende Annbewegung eines Spastikers vorstellen. Zweifellos ist das angstlose und erotische Bewegen oft gestört, ob jemand nun sichtlich behindert ist oder nicht.

Manchmal geht es eher um eine "behinderte Sexualität", als um "Sexualität behinderter Menschen". Die eigentliche Beeinträchtigung liegt in der Leistungsnorm und dem Bild unserer Gesellschaft vom Idealtypus MENSCH, das ungefähr so aussieht:

**JUNG, DYNAMISCH, BEWEGLICH UND STARK,  
SPORTLICH, SCHÖN, SICHER, ATTRAKTIV,  
INTELLIGENT UND POTENT...**

Dreht man diese Eigenschaften um, kommt ein Negativbild zustande, das oft dem behinderten Menschen zugeschrieben wird.

**Leistungsfähigkeit** - **Arbeitsunfähigkeit**  
**Selbständigkeit** - **Abhängigkeit**  
**Beweglichkeit** - **Lähmheit**  
**Potenz** - **Impotenz**

Fälschlicherweise wird oft angenommen, daß eine Querschnittlähmung (also Unterbrechung der Nervenstränge) automatisch eine völlige Impotenz zur Folge hat.

Dazu ein kurzer Absatz aus dem Buch "Du kannst mir nicht in die Augen sehen", von Jürgen Hobrecht.

...oft ist bei Querschnittgelähmten unterhalb der Bruchstelle alles tot. Bei mir nicht komplett. Aber die Erregung läuft nicht ab. Nicht über den Penis. Erregung läuft über andere Stellen des Körpers ab. Zum Beispiel über Brustwarzen, Koitus würde mir also nichts bringen...

Im Grunde aber ist niemand so stark behindert, daß er nicht einen Teil seiner Befriedigung und Selbstbestätigung aus dem sexuellen Genuß ziehen könnte - entweder mit Partner oder auch alleine. Der Unterschied besteht im Umdenken der Gesellschaft, Sexualität kann auch anders erlebt werden als nur "Penis in die Scheide und Mann oben drauf..."

Was ist überhaupt ein Orgasmus? Nach Wilhelm Reich: "Funktion des Orgasmus - Die Orgasmusformel", besteht ein Orgasmus aus:

ANSPANNUNG - AUFLADUNG - ENTLADUNG - ENTSPANNUNG

Mechanisch - wie eine mathematische Formel - und vor allem das Ergebnis muß stimmen. Es geht dabei oft nicht um Menschen mit sexuellen Bedürfnissen, um Erotik, Zärtlichkeit und Liebe, es geht um Gut-Sein im Bett. Mithalten-Wollen, Erfahrungen-Sammeln, Ansprüche-Erfüllen, die "Koitusnorm" erfüllen.

Natürlich ist dabei nicht zu übersehen, wie sehr die Betroffenen umdenken müssen, wenn es z. B. nicht möglich ist, aus eigener Muskelkraft den anderen zu umarmen, wenn für sie die "Koitusformel" nicht aufgeht. Das Umdenken ist eine Voraussetzung, um "sich etwas anderes einfallen zu lassen."

Ursula Eggli beschreibt in dem Film "Behinderte Liebe", welche Schwierigkeiten die physischen Einschränkungen ihr bereiten:

*"Bei mir müßte einfach ganz der Mann entgegenkommen, also, wenn ich jemand umarmen möchte, muß*

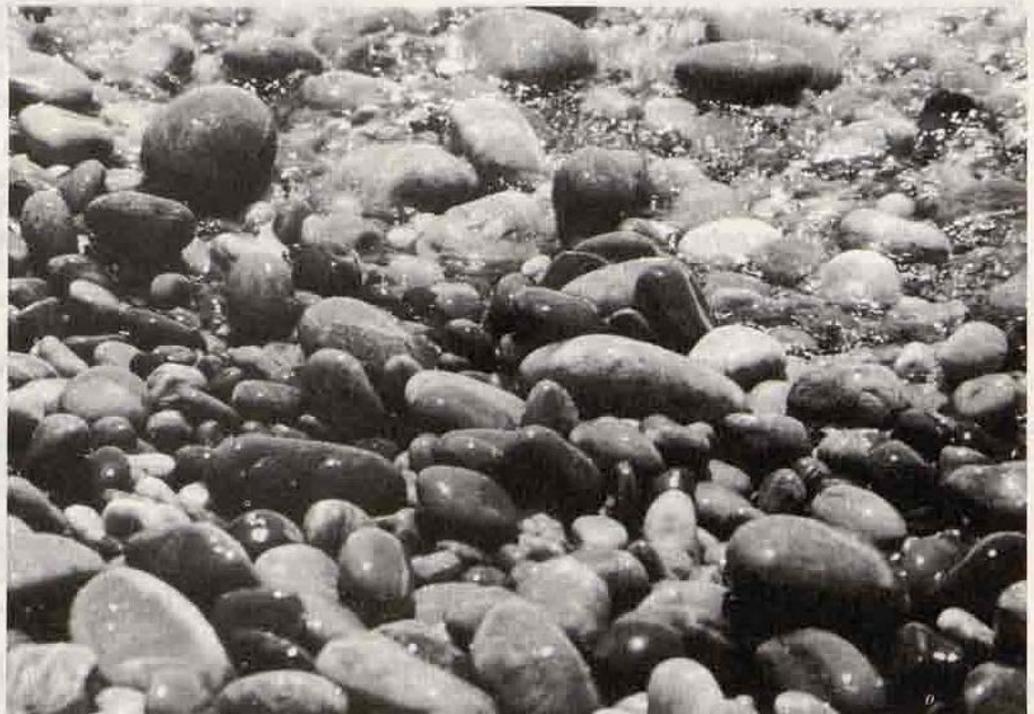


Photo: Harald Eichelberger

*er doch zu mir kommen, daß ich ihn umarmen kann, also er muß dann meinen Arm nehmen und um sich legen, und er muß das dann trotzdem als vollwertig annehmen, das ist dann die Schwierigkeit. Und ich glaube, das braucht einen enormen Prozeß, um das umzulernen, und ich wüßte nicht gerade jemand, der das so einfach kann."*

aber es werden sich beide entscheiden, sich einmal mit intensivem Schmusen und Umarmen zu begnügen. Oft liegt das Problem einer Beziehung zwischen Klassisch- und Normalbehinderten nicht an solchen Situationen, denn beide wissen ja am besten, was ihnen gefällt und wie es schön für beide ist. Die schwerwiegendsten Probleme und oft Gründe für den Abbruch einer solchen Beziehung entstehen durch das Umfeld. Durch sogenannte Freunde, Eltern und

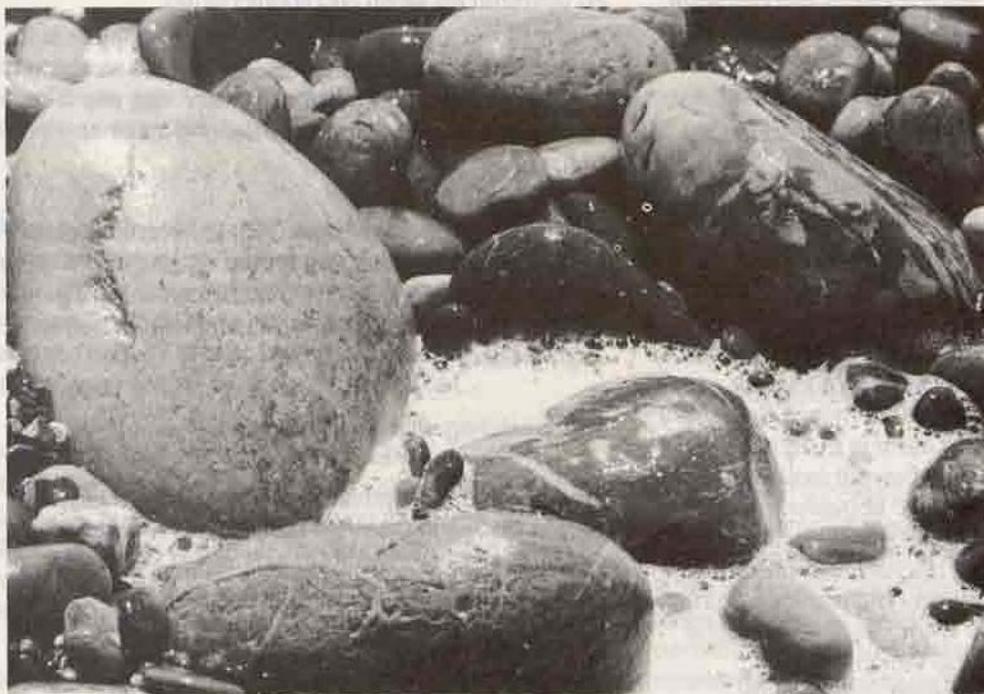


Photo: Harald Eichelberger

Fantasie, Flexibilität und das Verständnis für den anderen sind wichtige Grundlagen für eine Beziehung, bei der ein Partner (oder beide) behindert sind.

Es gibt Situationen, die man mit Worten nur schwer beschreiben kann. Wenn man z. B. zu ganz unkonventionellen Zeiten Lust bekommt, sich zu spüren, sich aneinander zu kuscheln, sich nahe zu sein, miteinander ins Bett zu gehen, wird dies oft nicht so harmonisch und erotisch ablaufen, wie man das so oft im Kino serviert bekommt. Es kann sein, daß man den Partner erst ausziehen, ins Bett legen oder aufs WC bringen muß - und bei all' diesen Hilfreichungen die Erregung wieder nachläßt. Manchmal wird man sich dann überlegen ob man all' diese "Anstrengungen" auf sich nimmt, um eine Stunde miteinander gemütlich im Bett zu verbringen. Oder

Bekannte, die es ja so gut mit dem behinderten oder nichtbehinderten Partner meinen, aber auch durch falsche Reaktionen der anderen und langerhaltene Vorurteile unserer Gesellschaft.

Hat z. B. eine behinderte Frau einen nichtbehinderten Freund, wird die Beziehung von außen stark abgewertet, das heißt, der Mann hat entweder solche Macken, daß er keine Bessere bekommt, oder er hat ein so starkes Helfersyndrom, daß er sich der armen "Behinderten" annimmt.

Dazu möchte ich einen Brief eines nichtbehinderten Mannes erwähnen, der an uns alle gerichtet ist:

*"..Man kann im allgemeinen über alle Dinge sprechen, aber das Wort "sprechen" beinhaltet in*

seiner Aussage auch die Wörter "miteinander in Kontakt treten", "Kommunikation" oder einfach, "kennenlernen". Allerdings kann man bei diesem Miteinanderreden auch sehr viel zerreden und verzerren, da der sich mittellende Mensch die üble Eigenschaft hat, seine imaginären Wünsche und Vorstellungen auf eine im Wahrheitsgehalt verfehlte Art und Weise zu präsentieren.

Aus diesem Grund habe ich mir Gedanken gemacht, ob ich nicht über das Medium Zeitung einige in mir aufgestaute Aggressionen abbauen könnte, um damit den Versuch einer Verständigung in ein für mich greifbares Nahziel zu verwandeln. Das Thema, was mich beschäftigt, ist die Beziehung zweier Menschen die sich lieben und zueinander stehen. Im Normalfall würden die meisten von Euch solch eine Beziehung für gut heißen und akzeptieren. In meinem Fall verhält sich der "Sachverhalt" allerdings etwas anders.

Ich lebe und wohne als "Nichtbehinderter" mit einem Mädchen zusammen, das von Mutter Natur ein bißchen benachteiligt (in einigen wenigen Belangen) worden ist. Da ich jetzt nicht mehr in EUREN RASTER passe, werde ich von Euch unbewußt isoliert und zu einem "Randgruppenmenschen" abgestempelt. Ich frage mich, wo da der Mensch bleibt, nämlich der denkt und Gefühle hat, und der nichts anderes will, als glücklich mit seinem Partner die wenigen Stunden eines Tages auszukosten. Warum wird eine solche Beziehung nicht ganz normal von der Umwelt aufgenommen? Und warum muß man sich als "nichtbehinderter Freund" ständig mit Euren, ach so einleuchtenden Argumenten, auseinandersetzen?

Weiters traurig ist, daß man solche Vorwürfe nur in den seltensten Fällen offen zu hören bekommt, denn das scheitert an Eurer Angst, daß Euch die Illusion genommen wird, so toll und herrlich normal zu sein. Warum muß man sich ständig Wortspielchen wie "Helfersyndrom", "Soziales Engagement", oder "Mitleid mit dem armen, ach so kleinen hilflosen Mädchen im Rollstuhl" anhören?

Begreift doch endlich, daß nur der Mensch zählt und baut endlich Euer oberflächliches Denken ab, indem Ihr aufhört, Euch Gedanken zu machen über Angelegenheiten, die Ihr nicht verstehen wollt. Und wenn Ihr das Bedürfnis habt, mit UNS darüber zu sprechen, wie es uns miteinander geht, dann hättet Ihr den Schritt getan, den zu tun ich aufgegeben habe."

## Miteinander und nicht Nebeneinander ! ! !

Befürchtungen der Nichtbehinderten vor einer Beziehung mit einem behinderten Menschen, können die Einschränkungen sein, die eine Partnerschaft mit einem "Behinderten" mit sich bringen kann. Diese Ängste werden noch verstärkt durch die Vorstellung, von einem behinderten Menschen nicht so schnell wieder loszukommen, ihn durch eine Trennung stärker zu verletzen als einen Nichtbehinderten.

Vielleicht ist der Tod solcher Beziehungen, wenn dem nichtbehinderten Partner vorgehalten wird, wie schwierig, ja unmöglich die Beziehung zu einem behinderten Menschen ist.

Vielleicht braucht man mehr Geduld, wenn der eine skifährt, tanzt, wandert, am Strand entlang läuft - ganz spontan ohne Planung und Diskussion ins Kino geht, das nur über unendlich viele Stufen zu erreichen ist - Kleinigkeiten.

Lebenswichtig sagt eine Freundin...

Frage Dich doch einmal selber, ganz ehrlich ! ! ! Was denkst Du, wenn Du einen behinderten Menschen auf der Straße siehst? Wenn Du z. B. einen Mann oder eine Frau im Rollstuhl gesehen hast oder jemanden, der blind ist; siehst Du ihn oder sie als sexuell bewußt oder begehrenswerte Person? Könntest Du Dir diese Person als potentiellen Partner oder Geliebten vorstellen? Wie glaubst Du, sieht das Sexualeben dieser Person aus? Welche Rolle spielt, Deiner Meinung nach, die Sexualität im Leben einer Person?

Dies sind Fragen, die viele Leute interessieren, doch es gibt wenige bis keine Informationen darüber (z. B. Bücher sind zu diesem Thema sehr schwer zu finden), gesprochen und diskutiert wird noch weniger darüber - jeder macht sich eben so seine eigenen Gedanken und Vorurteile.

Alein schon aus diesem Grund ist Aufklärung unbedingt notwendig, für ALLE, für Betroffene, Eltern, Freunde, Lehrer, Schüler, Ärzte, Psychologen, Therapeuten, Helfer, Sozialarbeiter etc... nur so können falsche Vorurteile abgebaut werden und ein besseres gegenseitiges Verständnis entwickelt werden. Nur so kann es gelingen das Selbstbewußtsein zu stärken.

Ursula Eggli sagt dazu:

*"... Ich habe mir gesagt, du hast Sachen an dir, die gut sind, das ist doch nicht die Hauptsache, daß du jetzt ein schönes Gesichtlein hast oder einen Knochen da, wo er nicht hingehört..."*

Jürgen Hobrecht erzählt...

*"...eine nichtbehinderte Frau meint zu ihm: sie könne sich nicht in einen Mann verlieben, der behindert ist, es sei denn, es käme etwas ganz Besonderes hinzu, etwas was einschlägt, sagt sie..."*

Etwas was einschlägt, die Stümpfe des Beinamputierten, die hautengen Jeans und die muskulösen Beine des Querschnittlers, die zarten welchen Gesichtszüge des Spastikers, oder was soll da einschlagen? Woher soll es kommen was da einschlagen soll, wenn nicht aus dem Hlm.

Dieser Weg darf nicht bedeuten, den behinderten Menschen zu einem "Geistwesen" zu erklären, über dessen körperliche Einschränkung man hinwegzusehen versucht, um die geistige Verblindung dann als Ausgleich für sexuellen Kontakt zu betrachten.

Der "klassisch Behinderte" hat ebenso ein Recht auf sexuelle Verwirklichung und "Normalbehinderte" haben die Pflicht, ihm dazu positiv zu verhelfen. Vor allem aber haben WIR die Pflicht, Möglichkeiten zu menschlichen Beziehungen zu schaffen und einen Raum zur Verwirklichung dieser Beziehungen. Es ist aber auch unsere Pflicht gegen sozialpsychologische Strukturen anzukämpfen bzw. solche zu verändern die dies unmöglich machen. So muß es zum Beispiel für behinderte Menschen möglich werden, sich beraten zu lassen, um Probleme, Ängste, Erfahrungen, Sorgen, Wünsche und Bedürfnisse an- und auszusprechen, sich Informationen, Beratung und gegebenenfalls auch Hilfe zu holen.

Themen und Inhalte einer solchen Beratung können sein:

Schwerpunkt: Lebensberatung unter Betonung der Sexualität behinderter Menschen

- verschiedene Formen der Sexualität
- wie finde ich einen Partner?
- welche Form von Sexualität kann ich ausüben?
- welche Möglichkeiten von medizinischen und physiologischen Hilfen gibt es für mich?
- wie verhüte ich richtig?
- wie komme ich zu einem Orgasmus?
- ungewollte Schwangerschaft
- ich bin behindert und möchte ein Kind!
- welche Schwierigkeiten sind zu erwarten?
- soll ich abtreiben?
- Potenzprobleme
- Homosexualität bei Männern und Frauen
- mein Partner will mich verlassen, weil ich behindert bin
- gesellschaftliche Normen und Schönheitsideale

Anschließend möchte ich nun noch die Sexualität geistig behinderter Menschen erwähnen, die sicherlich nicht weniger wichtig ist. Geistig behinderte Menschen haben im Grunde keine sexuellen Probleme, außer denen, die wir, die Gesellschaft und die Umwelt, für sie machen. Die Problematik der Sexualität bei geistig behinderten Menschen liegt weniger an ihrer Sexualität, sondern in den Konsequenzen, die wir daraus ziehen. Für Erzieher und Betreuer geistig behinderter Personen ist das Kernproblem aller Sexualeziehung letztlich ihr persönliches Verhältnis zur eigenen und fremden Sexualität - Geschlechtlichkeit. Die primären Bedürfnisse der behinderten Menschen werden oft an den Rand gestellt - im Vordergrund steht die Verantwortlichkeit der Eltern, der Erzieher, des Helms, der Schule, der Institution... Die Frage sollte nicht lauten: Soll ein geistig behindertes Kind/Jugendlicher Sexualeziehung erhalten? Sondern: Wie und von wem? Die Einsamkeit ist vielleicht der unglücklichste Zustand, in dem sich ein Mensch befinden kann - und die Zuwendung, Zuneigung und Unterstützung einer engen Beziehung kann die Qualität des Lebens eines jeden Menschen - auch die der geistig behinderten Menschen sehr bereichern. Letztendlich muß der sexuelle Ausdruck für jeden aber individuell zugeschnitten sein, mag er nun behindert sein oder nicht. Sicherlich hat aber der behinderte Mensch mehr

Mühe aufzubringen, um herauszufinden, welche Möglichkeiten ihm offen stehen und wie sein Ziel erreicht werden kann. Hierin liegt eine genauso zu lösende Aufgabe, wie man auch lernen muß, sich z.B. selber zu frisieren oder ähnliches. Die Erkenntnis besteht darin, als liebender, liebenswerter und teilnehmender Mensch zu existieren. Der Mensch ist von Anfang an ein geschlechtliches Wesen, es kommt nur auf die Erziehung an, ob man dieses nun unterdrückt oder fördert. Deshalb sollte man auch mit der Aufklärung behinderter sowie nichtbehinderter Kinder so früh wie möglich beginnen.

Ein letzter Spruch zum Schluß :

**ES GIBT SO VIELE GRÜNDE,  
ALLES BEIM ALTEN ZU LASSEN,  
UND NUR EINEN EINZIGEN,  
DOCH ENDLICH ETWAS ZU VERÄNDERN :  
DU HÄLTST ES EINFACH  
NICHT MEHR AUS !!!**

Abschließend ein Gedicht einer körperbehinderten Frau :

*Ja, ich bin die Dame ohne Unterleib.  
Ja, ja ganz sicherlich ! Ich scheize nicht.  
Ich bin es wirklich,  
Ich bin die Dame ohne Unterleib.  
Und nicht nur das !  
Ich habe auch fast keinen Oberleib.  
Ja. Ja das gibts !  
Ich bin ganz Frau.  
Vom Scheitel bis zum Hals.  
Das Goldkettchen markiert genau die Grenze.  
Bis hierhin und nicht weiter !  
Zugegeben manchmal dürfen die Schultern mit dazu.  
Gelegentlich auch der Brustansatz.  
V - Förmig !  
Unter Ausschluß der Brüste und deren Warzen.  
Versteht sich doch von selbst.*

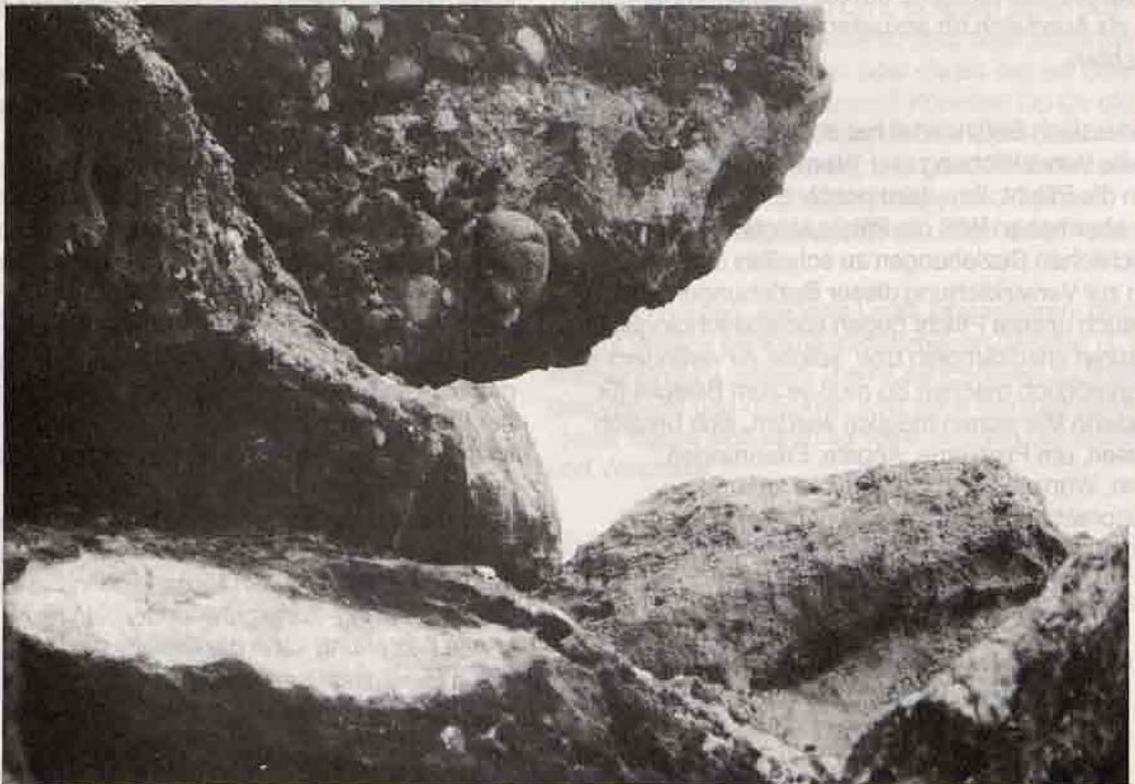


Photo: Harald Eichelberger

# Montessori – Pädagogik –

## Heute

Hildegard Schaffer  
Harald Elchelberger

Montessori-Pädagogik ist sicher ein Begriff - doch meist mit Vorurteilen belastet. Bekannt sind die zeitlosen und wertvollen, von Maria Montessori mit ihren Kindern entworfenen und weiterentwickelten **ENTWICKLUNGSMATERIALIEN** für die Sinne, das Sprachvermögen, den mathematischen Geist, die kosmische Erziehung und auch für die Übungen des praktischen und täglichen Lebens. Von Bedeutung ist der tiefe Sinn dieser Pädagogik, in der das Kind im Mittelpunkt steht und die liebevolle Achtung vor ihm, und nicht die Erziehungsideale des Erwachsenen und seine Zielvorgaben.

Selbsttätigkeit und ebenso die Selbsterprobung und die Selbstinstruktion stehen in der Mitte der Erziehung Maria Montessoris. "Ein Mensch ist das, was er ist, nicht wegen der Lehrer, die er hatte, sondern durch das, was er selbst gewirkt hat" (1). Der Gedanke der freien Erziehung gehört so zentral zu den pädagogischen Grundsätzen Maria Montessoris, daß der Einfluß Rousseaus unverkennbar erscheint. Freie Erziehung bedeutet keinesfalls Orientierungslosigkeit und Nichts-Tun, sondern die Möglichkeit der Entfaltung des kindlichen Selbst. Dazu bedarf es sehr wohl einer geordneten pädagogischen Struktur, einer eigenen Kinderwelt. In der Gestaltung dieser eigenen Kinderwelt, in der Kinder ihrem Bedürfnis nach Selbstentfaltung ihrem individuellen Gesetz entsprechend leben und lernen können, liegt der spezifische Beitrag Maria Montessoris zur Kleinkindererziehung und auch der wesentliche Ansatz zur schulschen Erziehung. Ausgangspunkt dieser pädagogischen Erziehung war das Kinderhaus und entscheidend für die Gestaltung des

Kinderhauses der Gedanke der freien Entfaltung. Pädagogisch umgesetzt wird dieser Gedanke durch die Übungen des praktischen Lebens - auch Lebensübungen genannt - und zum anderen durch die didaktischen Materialien. Beide werden zusammengehalten durch die umgreifende Zielsetzung, die Autonomie des Kindes zu stärken.

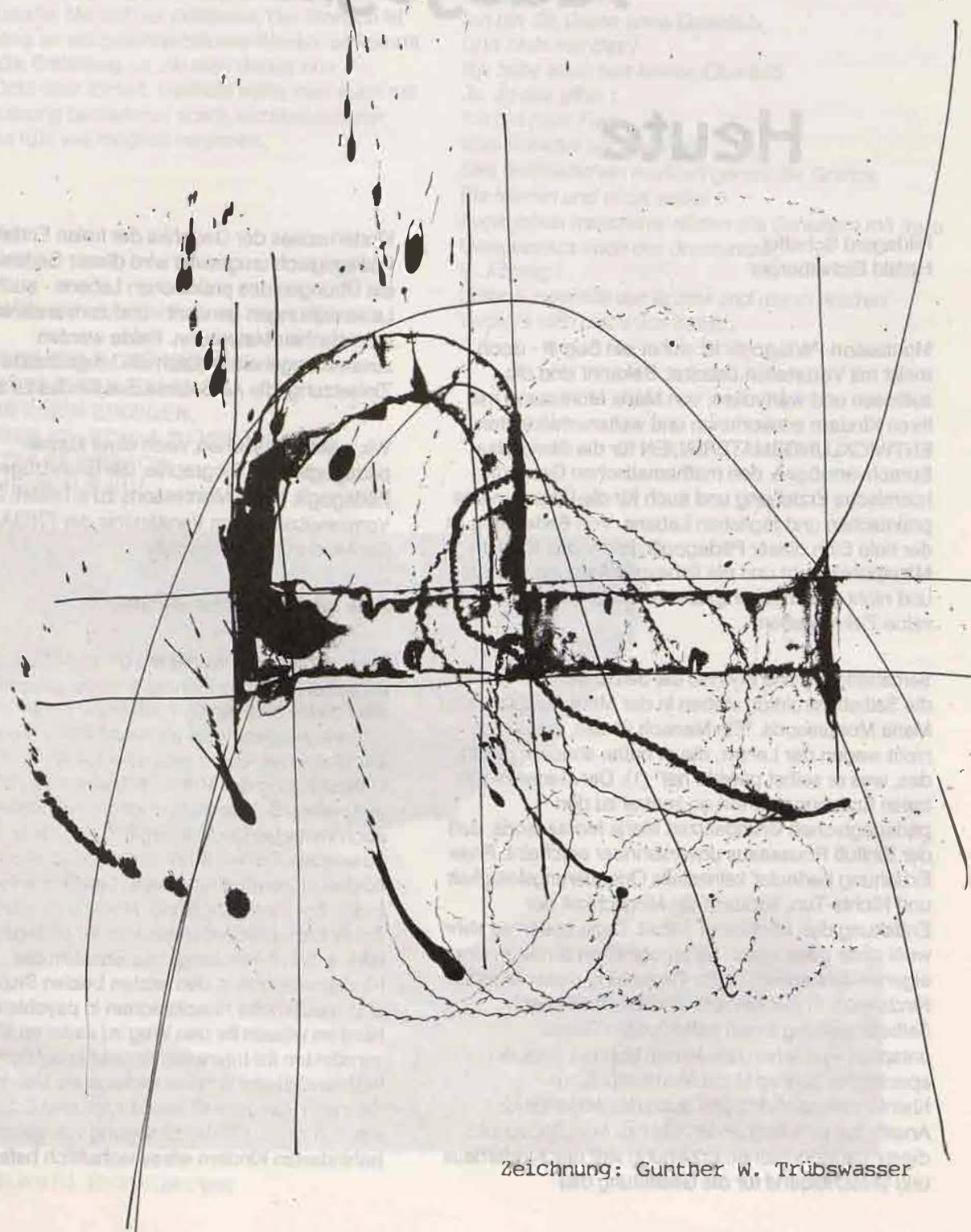
Wir wollen versuchen, nach einer kurzen pädagogischen Biographie, die Grundzüge der Pädagogik Maria Montessoris zu erhellen. Dies ist Voraussetzung zum Verständnis der FREIARBEIT in der Montessori-Pädagogik.

### Eine "pädagogische" Biographie

Maria Montessori wurde am 31. 8. 1870 in Chiaravalle in der italienischen Provinz Ancona geboren. 1875 zog die Familie Montessori nach Rom. In der Schule zeigte sich ein ausgeprägtes Interesse Maria Montessoris an der Mathematik, und sie entschied sich mit der Unterstützung der Mutter, schon mit 12 Jahren eine technische Schule zu besuchen. Ihr Lieblingsfach war auch weiterhin die Mathematik; sie plante, Ingenieur zu werden. Für ein Mädchen der damaligen Zeit eine höchst ungewöhnliche Wahl. Letztlich entschied sie sich jedoch zwanzigjährig, Medizin zu studieren. Beide Entscheidungen sind für ihr pädagogisches Wirken von Bedeutung. Das Studium der Kinderheilkunde in den letzten beiden Studienjahren und wiederholte Hospitationen in psychiatrischen Kliniken wiesen ihr den Weg zu weiteren Studien und verstärkten ihr Interesse für geistig behinderte Kinder. Während dieser Studien vertiefte sie sich in die Schriften von Jean Gaspard Itard und Eduard Séguin, die sich beide mit der Erziehung von geistig behinderten Kindern wissenschaftlich befaßt hatten.

Montessori -  
Pädagogik -  
Heute

Faded text from the reverse side of the page, including the words "Montessori", "Pädagogik", and "Heute".



Zeichnung: Gunther W. Trübswasser

Fast 30jährig schrieb sie sich wieder als Hörerin an der Universität ein, besuchte Pädagogik-Vorlesungen und studierte die Hauptwerke der damaligen Erziehungswissenschaften (Pestalozzi, Rousseau, Pestalozzi, Fröbel). Nach der Errichtung einer Lehrklinik mit angeschlossener Modellschule folgten weitere Studien der Philosophie und 1904 auch die Übernahme einer Lehrtätigkeit an der Universität in Rom.

1907 bekam Maria Montessori Gelegenheit, mit nichtbehinderten Kindern zu arbeiten. Diese Arbeit wurde die Basis zur Entwicklung ihrer Methode:

Im Elendsviertel von San Lorenzo hatte eine Baugesellschaft im Rahmen von Stadtsanierung Miethäuser als Kapitalanlage errichtet. Als Mieter wurden Ehepaare gewählt, bei denen beide Partner zur Arbeit gingen. Dadurch tauchte das Problem auf, daß in jedem Gebäudekomplex (58 mit 1600 Wohnungen!) ungefähr 50 Kinder tagsüber umherstreunten und Schaden anrichteten. Die Baugesellschaft kam auf die Idee, daß es billiger sei, die Kinder jedes Mietshauses an einem Ort zu versammeln und von einer Frau beaufsichtigen zu lassen. Einer der Direktoren der Baugesellschaft wandte sich deshalb an Montessori, um sich beraten zu lassen; sie aber wollte die Organisation und die Leitung der Kindergruppe selbst übernehmen. Hiermit bot sich für sie die Gelegenheit, ihre Erziehungs Ideen zu erproben. Am 6. 1. 1907 wurde das erste "Kinderhaus" eröffnet. Sie brachte einen Teil des Lehrmaterials, das sie in der Scuola Ortofrenica nach den Studien Itard und Séguins und der großen Pädagogik entwickelt und eingesetzt hatte, mit. Es gab ein wenig gespendetes Spielzeug und Papier und Farbe. Sie beobachtete die Kinder intensiv und entwickelte gemeinsam mit den Kindern ihre Methode. 1923 schrieb sie über ihre Arbeit: "Ich habe nicht zuerst die Grundsätze meiner Pädagogik aufgestellt. Gerade das Gegenteil war der Fall: ...nur die unmittelbare Beobachtung der Kinder, deren Freiheit beachtet wurde, hat mir bestimmte Gesetze ihres Inneren Lebens offenbart." (2) Aus diesen Entdeckungen der "Gesetze des Inneren Lebens" leitete Maria Montessori die Grundlagen ihrer Pädagogik ab.

### Die Beachtung der sensiblen Perioden

Montessori hat die sensiblen Phasen nicht als erste entdeckt, aber während der Arbeit mit ihren Kindern

immer wieder beobachten können. Die eigentliche Entdeckung geht auf den Holländer Hugo de Vries zurück, und Montessori faßt die Entdeckungen von de Vries in folgender Definition zusammen:

"Es handelt sich um besondere Empfänglichkeiten, die in der Entwicklung, das heißt im Kindesalter des Lebewesens, auftreten. Sie sind von vorübergehender Dauer und dienen nur dazu, dem Wesen die Erwerbung einer bestimmten Fähigkeit zu ermöglichen. Sobald dies geschehen ist, klingt die betreffende Empfänglichkeit wieder ab." (3) Obwohl die sensiblen Perioden des Kindes schon lange bekannt sind, wird in der Schule noch immer viel zu wenig darauf Rücksicht genommen. Ihre pädagogische Bedeutung hängt eng mit dem von M. Montessori geprägten Begriff des absorbierenden Geistes zusammen. Ihr berühmt gewordener Ausspruch "KINDER SIND ANDERS!" kann in diesem Zusammenhang folgend erklärt werden: Erwachsene nehmen ihr Wissen mit Hilfe ihrer Intelligenz auf, das Kind absorbiert es mit seinem psychischen Leben. Gerade darin äußert sich das qualitative Anderssein der frühkindlichen Intelligenz und ihrer Aktivitäten. Das Schicksal der beschriebenen Sensibilitäten hängt weitgehend davon ab, welche Erfahrungen dem Kind in der Umwelt ermöglicht und aktiv angeboten werden. Genau zu diesem Zweck schuf Montessori ihr Entwicklungsmaterial und die jeweils angepaßte vorbereitete Umgebung. Bei der Einrichtung von Montessori-Klassen ist auf die Anordnung des Entwicklungsmaterials in einer vorbereiteten Umgebung unbedingt zu achten, wie auch auf die Gestaltung des Unterrichtes als FREIARBEIT.

### Die vorbereitete Umgebung und das Entwicklungsmaterial

Mit Hilfe des Entwicklungsmaterials ist es den Kindern möglich, ihre intellektuellen, psychischen und motorischen Fähigkeiten zu entwickeln. Innerhalb der sensiblen Perioden gelingt dies besonders gut. Kinder können mit diesen Materialien selbständig arbeiten und lernen. Wir unterscheiden nach M. Montessori Materialgruppen zur Förderung phasenspezifischer Sensibilitäten:

I  
*Materialien zu den Übungen des praktischen Lebens:* Diese Materialgruppe umfaßt Materialien für Übungen zur Pflege der eigenen Person, des Umganges mit anderen Personen und auch der Pflege der

Umgebung. Hierher gehören auch die Übungen für die Sensibilität von Bewegungen und auch für die Sensibilität von Ordnungen. Kinder lernen, für sich und ihre Umgebung und auch ihre Mitmenschen Verantwortung zu übernehmen, hantieren mit Knüpfrahmen, mit Besen, Schaufel, Teller und Tassen, schütten mit verschiedenen Materialien, tragen Stühle und finden Freude am Waschen der Hände. In einem engen Zusammenhang mit dieser Materialgruppe finden wir eine zweite:

## II

### *Materialgruppe der Sinnesmaterialien:*

M. Montessori geht von der einfachen Einsicht aus, daß Kinder leichter und besser lernen können, wenn ihre Sinne entsprechend geschult sind. Die Kriterien für die Geeignetheit der didaktischen Materialien sind vom umfassenderen Ziel der Sinneserziehung her entwickelt worden. Montessori sagt dies selbst mit nicht zu übersehender Deutlichkeit:

"Der naheliegende Wert einer Erziehung und Verfeinerung der Sinne gibt durch die Erweiterung des Feldes der Wahrnehmungen eine immer zuverlässigere und reichhaltigere Grundlage für die Entwicklung der Intelligenz. Durch den Kontakt mit der Umgebung und ihre Erforschung baut der Verstand diesen Schatz wirkender Gedanken auf, ohne die seinem abstrakten Funktionieren Grundlagen und Präzision, Genauigkeit und Inspiration entzogen wären." (4) Als Beispiel führen wir hier Tastübungen, Übungen mit Farbtäfelchen, Übungen zur Raumwahrnehmung und Schulung der Motorik und auch die Übungen zur Sensibilisierung des Gehörs an.

## III

### *Die didaktischen Materialien:*

Die didaktischen Materialien sind die wesentlich größere Materialgruppe. Auch hier finden wir durchgehend das Prinzip der Isolation der Schwierigkeiten, das Merkmal der Ästhetik und das Merkmal der Fehlerkontrolle. Die Fehlerkontrolle dient der Entwicklung wesentlicher Eigenschaften und Fähigkeiten der Schüler. Die Schüler sollen ihre Arbeit selbstverantwortlich und ehrlich kontrollieren können.

Die vorbereitete Umgebung, in der diese Materialien den Kindern zur Verfügung stehen, bildet einen Ordnungsrahmen für die Arbeit der Kinder. Sie wählen die Materialien selbst aus, können auch selbständig und selbsttätig mit diesen arbeiten oder erhalten von der Lehrerin (dem Lehrer) eine "Lektion", wie mit dem

Material gearbeitet werden kann. Die vorbereitete Umgebung ist jene pädagogische Struktur, die für jede Art "offenen Unterrichtes" unbedingt notwendig ist. Kinder bedürfen eines klaren pädagogischen Rahmens, der ihnen Orientierung bietet und der selbständiges Arbeiten überhaupt erst ermöglicht.

Das folgend beschriebene Phänomen der Polarisation der Aufmerksamkeit kann nur in der beschriebenen vorbereiteten Umgebung und mit dem entsprechenden didaktischen Material erreicht werden.

### **Die Polarisation der Aufmerksamkeit**

Die Polarisation der Aufmerksamkeit ist das Schlüsselphänomen, dessen Entdeckung M. Montessori den Zugang zu einer wirksamen Unterstützung kindlicher Entwicklung gewiesen hat. Sie nennt dieses Phänomen "einen wichtigen Stützpunkt, auf dem sich die kindliche Arbeit aufbaut".

(5) Das Phänomen der Polarisation der Aufmerksamkeit entdeckte Maria Montessori bei der Beobachtung eines dreijährigen Kindes, das sich mit den Einsatzzylindern beschäftigte: *"Zu Anfang beobachtete ich die Kleine, ohne sie zu stören, und begann zu zählen, wie oft sie die Übung wiederholte, aber dann, als ich sah, daß sie sehr lange damit fortfuhr, nahm ich das Stühlchen, auf dem sie saß, und stellte Stühlchen und Mädchen auf den Tisch; die Kleine sammelte schnell ihr Steckspiel auf, stellte den Holzblock auf die Armlehnen des kleinen Sessels, legte sich die Zylinder in den Schoß und fuhr mit ihrer Arbeit fort. Da forderte ich alle Kinder auf, zu singen; sie sangen, aber das Mädchen fuhr unbeirrt fort, seine Übung zu wiederholen, auch nachdem das kurze Lied beendet war. Ich hatte 44 Übungen gezählt; und als es endlich aufhörte, tat es dies unabhängig von den Anreizen der Umgebung, die es hätten stören können; und das Mädchen schaute zufrieden um sich, als erwachte es aus einem erholsamen Schlaf."* (6)

Und über die pädagogische Bedeutung dieses Phänomens schreibt Montessori:

*"Dies ist offenbar der Schlüssel der ganzen Pädagogik: diese kostbaren Augenblicke der Konzentration zu erkennen, um sie beim Unterricht in Lesen, Schreiben, Rechnen, später in Grammatik, Mathematik und Fremdsprachen auszunützen. Alle Psychologen sind sich übrigens darin einig, daß es nur eine Art des Lehrens gibt: tiefstes Interesse und damit lebhaftes und an-*



Photo: Brigitte Eichelberger

*dauernde Aufmerksamkeit bei den Schülern zu erwecken." (7)*

Die Bedingungen für die Ermöglichung dieses Phänomens der Konzentration sind den pädagogischen Prinzipien der Montessori - Pädagogik immanent. Die grundlegende Bedingung ist die Beachtung sensibler Phasen. Wir können als Lehrer nicht die sensiblen Phasen aller Kinder kennen. Darum müssen wir es den Kindern überlassen, welche Interessen und Bedürfnisse für sie im Vordergrund stehen und was sie aus der vorbereiteten Umgebung auswählen und damit lernen wollen. Deshalb muß immer ein Angebot von angemessenen Übungen und Materialien bereitstehen. Die vorbereitete Umgebung muß deshalb auch so strukturiert sein, daß sie eine innere Leitfunktion für die selbständige Entwicklung kindlicher Intellektualität und Persönlichkeit enthält. Die Leitfunktion der vorbereiteten Umgebung veranlaßt die LehrerInnen meist nur zu einem indirekten Eingreifen. Sie (er) reagiert auf die kindlichen Bedürfnisse. Als Leitgedanke des Handelns der Lehrerin gilt der Ausspruch des kleinen Kindes zu M. Montessori: "HILF

MIR, ES SELBST ZU TUN!" Als weitere grundlegende Bedingungen für das Auftreten der Polarisation der Aufmerksamkeit sind die Freiheit der Initiative und die Freiheit der Wahl herauszustellen. Das Verhältnis zwischen Schülern und Lehrern ist geprägt von einem unbedingten Vertrauen, daß Kinder wissen, was sie lernen wollen und daß Kinder erfüllt sind von einem weiteren zu diskutierenden Phänomen: dem absorbierenden Geist.

### Der absorbierende Geist

Kinder sind anders, und Kinder lernen auch anders als der Erwachsene. Montessori wie Piaget verweisen hier deutlich auf die **EIGENBEDEUTUNG DER KINDHEIT**: Sie schreiben übereinstimmend, daß die intellektuellen und moralischen Strukturen des Kindes denen des Erwachsenen in ihren wichtigsten Funktionen sehr ähnlich sind. Wie er ist es ein aktives Wesen, und seine Aktivität unterliegt den Gesetzen des Interesses und innerer und äußerer Bedürfnisse. Piaget veranschaulicht diesen Sachverhalt mit dem bekannten Beispiel von der Kaulquappe und dem Frosch. Beide brauchen Sauerstoff, doch um ihn aufzunehmen, atmet die Kaulquappe mit einem anderen Organ als der Frosch. In ähnlicher Weise handelt das Kind weitgehend wie der Erwachsene, doch mit einer Mentalität, deren Strukturen je nach seinem Alter verschieden sind (8).

Genauso verfügen Kinder über eine "unbewußte Intelligenz", die ihnen Lernen in Dimensionen ermöglicht, über die wir Erwachsenen nur mehr unvollkommen verfügen. Denken wir an die gigantische Leistung des Spracherwerbes. Kinder sind fähig, Wissen in sich aufzunehmen, scheinbar ohne Anstrengung und ganz von selbst.

Die Montessori-Pädagogik gilt heute bei führenden Unterrichtswissenschaftlern als einziges in sich geschlossenes didaktisches System. Sie ist eine Pädagogik, die vom Kinde ausgeht und für das Kind da ist.

### Die praktische Durchführung

Es gibt zur Zeit der Verfassung dieses Artikels in Wien fünf Klassen, in denen nach den Prinzipien der Montessori-Pädagogik unterrichtet wird. Diese Klassen sind auf vier Standorte verteilt. Weitere

Klassen sind in Zusammenarbeit mit dem Stadtschulrat für Wien in Vorbereitung.

### Ein Schultag in der Montessori-Klasse

Fast in allen oben angegebenen Klassen hat die Arbeit nach den Prinzipien der Montessori-Pädagogik erst mit diesem Schuljahr begonnen. Auf die Gestaltung der vorbereiteten Umgebung für die Freiarbeit haben die Lehrerinnen bei ihren Vorbereitungen großes Augenmerk gelegt. In dieser vorbereiteten Umgebung wird den Schülern ein breites Angebot an didaktischem Entwicklungsmaterial zur Verfügung gestellt. Dies ist an einem festen Ort des Klassenzimmers in offenen Regalen platziert - und zwar geordnet nach Lerninhalten. Die Kinder erkennen somit auch den Aufbau des Materials und haben durch klare Strukturen, die auch im Material selbst liegen, beste Voraussetzungen für das selbständige Erarbeiten von mathematischen und sprachlichen Inhalten. In der Regel holen sich die Kinder das Material selbst aus dem Regal und lassen sich den Umgang damit von der Lehrerin oder auch von anderen Kindern erklären.

Mit Hilfe dieses Materials kann die Vermittlung von Lehrinhalten fast ausschließlich in der Freiarbeit durch selbständiges und selbsttätiges Lernen erfolgen. Der zweite Schwerpunkt der Arbeit der Lehrerin in einer Montessori-Klasse liegt darin, - neben der Einrichtung und Pflege der vorbereiteten Umgebung - das didaktische Material und die individuellen Lern- und Entwicklungsbedürfnisse der Kinder genau zu studieren, um dem einzelnen Kind oder einer kleinen Gruppe bei Bedarf kurze, prägnante Einführungen zu geben. Das Kind soll anschließend in Eigenständigkeit die wesentlichen mathematischen Gesetzmäßigkeiten und Strukturen selbst entdecken und erforschen können.

Diese Arbeit mit dem Material ist zwar ein wesentlicher Bestandteil der Montessori-Pädagogik, ist aber nicht die vollständige Anwendung der Erziehungskonzeption Maria Montessoris. Andererseits ist der Einsatz des Materials unumgänglich beim individuellen Lernen und in seinen didaktischen Prinzipien und seinem didaktisch-methodischen Aufbau unübertroffen. Hier dürfen wir zur Erläuterung J. Piagets zitieren: Für ihn besteht kein Zweifel, daß die wirkliche Bedeutung der mathematischen Erziehung lange vor der Handhabung von Symbolen im intelligenten Gebrauch konkreter Gegenstände liegt.



Photo: Brigitte Eichelberger

(9) Das didaktische Material ermöglicht den Intelligenzen Gebrauch konkreter Gegenstände im Sinne des ganzheitlichen Lernens mit Kopf, Herz und Hand. Wer bereit ist, sich in die Arbeit mit den Montessori-Materialien einzulassen, wird diesen zutiefst pädagogischen Satz J. Piagets erleben und auch erahnen können, was er für das Lernen und Leben unserer Kinder bedeuten kann. Auch wir Lehrer haben mathematische Strukturen neu in einer lustvollen Arbeit entdecken können.

Wie die ersten Wochen und Monate in der Montessori-Klasse gezeitigt haben, wurde die vorbereitete Umgebung von den Kindern sehr gerne angenommen. Die Ästhetik und der Aufforderungscharakter der vorbereiteten Umgebung unterstützen die Neugier und den Lernwillen der Kinder. Mit kleinen Hilfen finden sich die Kinder in der Freiarbeit zurecht und übernehmen nur zu gerne die Verantwortung für ihr Tun und Lernen.

Manche Tage beginnen im Sesselkreis; an anderen Tagen sind mehrere Kinder um 8 Uhr schon ernst bei der Arbeit. Die Lehrerin beobachtet, wer ihre Hilfe braucht. Nur wenige Materialien haben wir in allgemeinen Lektionen mit Kleingruppen vorgestellt, als wir den Ordnungsrahmen erklärt haben. Das Erleben der Eigenverantwortung durch und von allen Kindern war uns wichtiger, als die Frage der Inhalte. Bald konnten wir feststellen, daß die Kinder von sich aus sehr viel mehr lernen, als in manchen Bereichen in einer ersten Klasse vorgesehen wäre. Von großer didaktischer Bedeutung war in diesen ersten Wochen für die Kinder:

- *Eigenverantwortliche Planung und Ordnung der Arbeit*
- *Hilfsbereitschaft*
- *Verantwortungsbewußtsein Menschen und Sachen gegenüber*
- *Erkennen von eigenen Grenzen und Fähigkeiten*
- *Kooperationsfähigkeit*
- *Herausfinden des eigenen Arbeitstempus.*

Wir haben die Kinder auch die Länge der Freiarbeit wählen lassen. Nachdem wir den Tag gemeinsam oder individuell begonnen haben, finden Kinder ihren eigenen Arbeitsrhythmus, der von Tag zu Tag auch ganz verschieden sein kann. Wenn Kinder ihre Arbeit selbst einteilen können, ihre Pausen machen können, ohne andere zu stören, so arbeiten sie meistens zweieinhalb bis drei Stunden in der Freiarbeit, bis wir

gemeinsam eine große Pause machen. Während der Freiarbeit werden von der Lehrerin auch Notizen über die Beobachtungen gemacht und die Arbeit der Kinder teilweise dokumentiert. Die Freiarbeit wird durch ein Gespräch beendet, in dem Kinder berichten, was sie gearbeitet haben.

### Die Ausbildung zur Montessori-Pädagogik

Vor der praktischen Arbeit in der Klasse stand die Ausbildung mit vielen Stunden an theoretischen Studien und praktischen Übungen. 1988 fand die erste Montessori-Ausbildung in Österreich seit dem zweiten Weltkrieg statt. Organisiert und konzipiert wird diese Ausbildung vom Montessori-Pädagogik-Verband Wien, und sie findet alljährlich an der Pädagogischen Akademie des Bundes in Wien statt. Ähnliche Ausbildungsmöglichkeiten gibt es auch schon in Salzburg und Graz. Die Ausbildung steht allen offen, nicht nur LehrerInnen.



Photo: Brigitte Eichelberger

Kontaktadresse für schriftliche Anfragen:  
MONTESSORI-PÄDAGOGIK-VEREIN-WIEN  
Pädagogische Akademie des Bundes

Ettenreichgasse 45 a  
1100 Wien

- (1) Montessori, Maria, Selbsttätige Erziehung im frühen Kindersalter, Stuttgart 1913, S 161
- (2) Montessori, Maria, Das Kind in der Familie, Wien 1923, S 70
- (3) Montessori, Maria, Kinder sind anders, Stuttgart 1967 (1952) S 61
- (4) Montessori, Maria, Die Entdeckung des Kindes, Stuttgart 1913, S 112
- (5) Holtstiege, Hildegard, Modell Montessori, Freiburg 1986, S 174
- (6) Montessori, Maria, Schule des Kindes, Freiburg 1976, S 70
- (7) Montessori, Maria, Das Kind in der Familie, Stuttgart 1954 (Wien 1923), S 59
- (8) Montessori, Maria, Grundlagen meiner Pädagogik, München 1934
- (9) Piaget, Jean, Das Recht auf Erziehung und die Zukunft unseres Bildungssystems, München 1975



Photos: Brigitte Eichelberger

**DAS ELEND DER BEHINDERTEN FRAU =**

**DAS ELEND DER HELFENDEN FRAU**

Claudia Schennach

Finanzielle, soziale und kulturelle Verarmung behinderter Frauen und die Unmöglichkeit, am Erwerbsleben teilzunehmen, bedrohen ihre Existenz. Um wenigstens Grundbedürfnisse befriedigen zu können, bleibt als einziger Ausweg oft nur ein fremdbestimmtes Dasein in Heimen.

Die Alternative dazu bieten Sozialvereine, die Behinderte in ihrem individuellen Lebensraum ambulant betreuen. Diese Hilfestellungen leisten hauptsächlich weibliche Helfer, die dafür von ihren Vereinen durchgängig niedere Löhne erhalten.

Die Vereine Ihrerseits sind in Ihrer Lohnpolitik davon abhängig, wieviel die zuständigen Behörden und Ämter jedem einzelnen Betreuten "Sozialhilfe" für die absolut notwendige Dienstleistung zubilligen.

**Für die Verbesserung der Lebensqualität Behinderter werden die Helferinnen durch die öffentliche Hand indirekt also mehr bestraft als belohnt!**

\*\*\*

Die unzureichende finanzielle Unterstützung Behinderter und der Vereine durch die zuständigen Ämter und Behörden steht in krassem Widerspruch zu der starken Nachfrage behinderter Menschen (besonders behinderter Frauen) nach persönlicher Assistenz bei Sozialvereinen.

Ökonomischer Zwang zur Inanspruchnahme von unbezahlter "Nachbarschaftshilfe", "ehrenamtlicher Hilfe" etc. = Indirektes Drücken des Lohnniveaus lohnabhängiger helfender Frauen und stillschweigende amtliche Ausweitung unbezahlter Frauenarbeit.

\*\*\*

**Frauen sind im Elend also unter sich, weil die öffentliche Hand an beiden Gruppen von Frauen spart! Behinderte Frauen ohne berufliche Chance und mit sehr begrenzten Mitteln werden von Frauen betreut, die gezwungen sind, ihre Arbeitskraft zu dumpfing-Preisen zur Verfügung zu stellen, weil ihre soziale Arbeitsleistung als "natürlich weibliche Fähigkeit" und als "private" Tätigkeit betrachtet wird.**

# Ge(h)danken zum Frauentag

Tod einer Behinderten und seine Hintergründe

# Sterbehilfe statt Lebenshilfe?

Vom umstrittenen Wirken der Deutschen Gesellschaft für Humanes Sterben

Von Sven Loerzer

In der rechten oberen Ecke steht ein dickes, großes C. Es ist eingekreist. Zweimal hat Rosemarie M. ihren Namen mit zittriger Schrift auf das Formblatt mit dem Kennbuchstaben gesetzt. Das erste Mal am 11. Dezember 1988. Da hat sie ein paar kurze Sätze gegengezeichnet: „Ich mache von meinem Recht Gebrauch, den Zeitpunkt meines Todes selbst zu bestimmen... Ich habe diese Verfügung nach sorgfältigen Erwägungen getroffen.“ Das ist vorgedruckt. Am 29. März 1990 nahm sie das Formblatt wieder aus der Klarsichthülle. Eine dünne schwarze Linie ist weiter unten auf dem Blatt gezogen, darüber Freiraum für die Eintragungen: „Ort, Datum, Unterschrift.“ Rosemarie M. hat auch das ausgefüllt. Über ihren handschriftlichen Eintragungen steht der kurze, vorgedruckte Satz: „Ich habe heute meinen Freitod eingeleitet.“ Sie nahm Zyankali. Am 3. April wurde sie beerdigt.

„Diese zweifache Unterschriftenregelung soll vor allen Dingen nachweisen, daß der Freitod eine vernünftige, lange im voraus erwogene Handlung darstellt“, heißt es dazu im Merkblatt der „Deutschen Gesellschaft für Humanes Sterben (DGHS)“. War Rosemarie M. also vernünftig, wie die DGHS suggeriert? Durch die formalisierte „Freitod-Verfügung“ werde festgestellt, „daß es sich um keinen Unglücksfall oder eine Affektat aus momentaner Verzweiflung heraus handelt“. So einfach ist das. „Der einzelne muß abwägen dürfen, ob für ihn Lebensqualität oder Lebenslänge eine größere Bedeutung hat“, formuliert Hans Henning Atrott, Präsident der DGHS und Sterbehelfer mit Sendungsbewußtsein, in einer Broschüre. Während Behinderte um ein selbstbestimmtes Leben kämpfen, zieht er für ihr selbstbestimmtes Sterben ins Feld.

Den 8. März 1988 wird Karl M., der in der gleichen Firma wie seine Frau Rosemarie arbeitete, nie vergessen: Autounfall auf vereister Straße bei einer Dienstreise. Rosemarie M. war querschnittsgelähmt. Weil die Verletzung zwischen fünftem und sechstem Halswirbel erfolgte, konnte sie auch ihre Finger nicht mehr bewegen. Da die Berufsgenossenschaft die Pflegekosten trug und Karl M. gut verdient, gab es zwar keine finanziellen Probleme. Aber eine ausreichende ambulante Versorgung im Heimatort Coburg zu organisieren, war mangels Angebot nicht möglich. Auch in München wurde es nicht leicht. Dreimal täglich kamen Krankenschwestern eines Pflegedienstes, von 10 bis 18 Uhr kümmernte sich ein Zivildienstleistender um sie. Vom Abend bis zum Morgen übernahm

der berufstätige Ehemann die kräftezehrende Pflege. Nachts mußte er seine Frau immer wieder drehen, damit sie keine Druckstellen bekam.

Am 26. November 1988 erscheint in der SZ die zweizeilige Chiffreanzeige: „Wer kennt die Adresse vom Verein für humanes Sterben? Zuschr. u. ☐ZS1276431.“ Karl M. bezahlt 36,48 Mark; jemand teilt ihm die Adresse mit. „Die Angst vor dem Pflegeheim, wenn mir etwas passiert, war der Grund, zur DGHS zu gehen“, sagt Karl M., „wir wollten nicht kaserniert und verscharrt vor den Lebenden sein, nicht dem sozialen Bereich anheimfallen“. Sie wurden Mitglieder der DGHS und unterzeichneten die „Freitod-Verfügung“. „Wir hatten eine Vereinbarung – die nächsten 15 Jahre machen wir uns noch schön und dann sehen wir weiter.“

Erst ihr Tagebuch enthüllt ihm, daß seine Frau schon seit längerem an Selbstmord dachte. „Ich wollte dem Leben kündigen. Aber es läßt sich nicht auf einen Termin festnageln“, tippte sie am 21. Juli 1989 auf ihrer Schreibmaschine. An ihrem 41. Geburtstag am 24. November 1989 nahm sie die letzte Eintragung vor. „Ich werde Thomas bitten, die Bergpalme abzuwischen. Sie erstickt an Staub. Ersticken an Tränen – ich würde es wollen.“



ZYANKALI: ALSERLÖSUNGSMITTEL propagiert Hans Henning Atrott, Präsident der Deutschen Gesellschaft für Humanes Sterben. Photo: AP-SZ-Archiv

Wieder kreisten ihre Gedanken um die existentiellen Probleme der Behinderung. Doch sie fand nicht alles deprimierend: „Schöne Tage, die durchblitzen – Zufallserscheinungen inmitten der Abhängigkeiten.“ Im Abschiedsbrief machte sie das zum Hauptmotiv: „Ich kann diese extreme Abhängigkeit nicht mehr ertragen.“

Erst ein Gespräch mit der 29-jährigen Sabine Ecker – nach einem acht Jahre zurückliegenden Autounfall im gleichen Ausmaß behindert wie Frau M. – erhellt die Ursachen für den Selbstmord. Sabine Ecker erinnert sich freimütig: „Damals hätte ich jeden Preis gezahlt für Zyankali. Und wenn es 50 000 Mark gewesen wären – dann hätte ich eben meine Freunde angepumpt und ihnen erzählt, das sei für eine Rehabilitationsmaßnahme.“ Psychologen oder gar Gesprächsgruppen, die bei der Verarbeitung der schwierigen Situation helfen hätten können, gab es in der Unfallklinik Murnau nicht. Die langen Abende: „Entweder sich betrinken oder vor dem Fernseher hocken. Andere Angebote gab es nicht.“

„Man wird medizinisch wieder hochgepäppelt, aber was man hinterher machen soll, sagt einem keiner.“ Vielfach mangle es auch an Information. Als Sabine eines Abends die Schwester rief, weil ihre Beine zuckten und sie glaubte, sie werde wieder gehen können, sagte die Schwester nur: „Das ist Spastik.“ Sabine aber wußte nicht einmal, was das ist. „Hätte ich damals von der DGHS gewußt, dann würde ich heute nicht mehr leben“, resümiert sie. „Alles ist dir genommen worden – und dann wird einem Zyankali angeboten, da greift man zu. Die Hilflosigkeit der Leute wird ausgenutzt. Man läßt ihnen keine Entscheidung.“ Statt Sterbehilfe bräuchten die Behinderten Unterstützung, damit sie „das Leben wieder lebenswert“ sähen.

„Es ist ein sehr langer Prozeß, sich auf ein neues Leben einzustellen – es ist ein zweites Leben. Man braucht ein paar Jahre, um wieder klar zu kommen.“ Sabine Ecker strahlt: „Es geht mir gut, ich freue mich wieder über viele kleine, positive Dinge. Es ist es wert, es durchzustehen.“ Auch für sie war die Abhängigkeit eines der größten Probleme – aber die eigene Wohnung eine Perspektive. „Immer wenn das Telefon klingelt habe ich Angst, daß ein Helfer absagt.“ Trotzdem hat sie ein neues Selbstbewußtsein gewonnen: „Es kann noch so knüppelhart kommen, das schaffe ich.“

Vieles deutet darauf hin, daß es Rosemarie M. zu leicht gemacht wurde, an Zyankali zu kommen. Das Gefühl der eigenen Hilflosigkeit wurde mangels psycholo-

logischer Betreuung übermächtig. Im Rückblick erscheint ihr Leserbrief vom 14. Januar 1990 zu einer SZ-Reportage über den katastrophalen Notstand bei den ambulanten Diensten als Alarmzeichen: „2000 behinderte, alte und kranke Menschen in München müßten sterben, dann wäre der Notstand in der ambulanten Pflege beseitigt. So mancher würde gerne sterben – wenn er nur könnte. Und die anderen hoffen auf Hilfe, die sie nicht bekommen können. Millionen Mark fließen richtigerweise in die medizinische Technik, um Menschen am Leben zu erhalten, aber wenn diese Menschen dann zu Hause versorgt und gepflegt werden sollen, wird um jeden Pfennig gefeilscht.“ Wenn dies wegfalle, „was bleibt dann? Greift man dann zur Euthanasie? Selbstverständlich nicht! Pflegehettos, sprich Heime, heißt das Schlagwort. Alte, Kranke und Behinderte sollen weg aus der Sicht und aus der Verantwortung.“ Obwohl sie finanziell keine Sorgen hatte, litt sie unter der weitverbreiteten Sichtweise der Politiker, die Behinderte als Kostenfaktoren betrachten. „Die Leistungsgesellschaft vermittelt einem das Gefühl, du bist zu nichts mehr wert“, sagt Sabine Ecker.

### „Sie hatte sich darauf gefreut . . .

„Es machte ihr schwer zu schaffen, daß sie nicht mehr arbeiten konnte“, sagt einer der Zivildienstleistenden, die Frau M. betreuten. „Sie hat sich selbst als Belastung für die Gesellschaft empfunden.“ Immer wieder habe sie von hohen Kosten gesprochen. „Auf andere so angewiesen zu sein, war ihr unangenehm.“

Viele Einzelheiten aber legen den Verdacht nahe, daß der letzte Anstoß zur Selbsttötung von außen gekommen sein muß, es sich um keine von langer Hand einsam geplante Tat war. Sie achtete sehr auf die Körperpflege, erreichte durch eine Operation, daß sie die Entleerung von Darm und Blase steuern konnte. Selbst organisierte sie einen kleinen Osterurlaub in Prien. Eine unterfahrbare Dusche für Rollstuhlfahrer, die Nutzbarmachung des Balkons, all das war für sie noch wenige Tage vor dem Tod von Interesse. Ihren Mann schickte sie am Vortag ein Appartement besichtigen, das er kaufen wollte, um mit einem günstigen Mietangebot leichter Pflegepersonal zu bekommen.

Der 29. März, Donnerstag, der letzte Tag in ihrem Leben, weist darüber hinaus erstaunlich viele Parallelen zu jenen spektakulären Fällen auf, in denen sich die DGHS dazu bekannte, straffreie Beihilfe zur Selbsttötung leistet zu haben. Alles deutet darauf hin, daß ihr jemand das Zyankali überbracht hat; die Polizei ermittelt noch. Den Verdacht, daß Frau M. den Todesentschluß sehr kurzfristig und möglicherweise auf Anstoß durch einen Sterbehelfer – von wo auch immer – traf, nährt auch, daß sie mit ihrem Helfer vereinbart hatte, am Nachmittag des Todestages die Lenbach-Galerie zu besuchen. „Sie hatte sich darauf gefreut.“ Doch am Donners-

tagmorgen teilte ihm Frau M. mit, sie habe das Vorhaben abgesagt, weil sie nachmittags Besuch erwarte. Sie wolle allein sein.

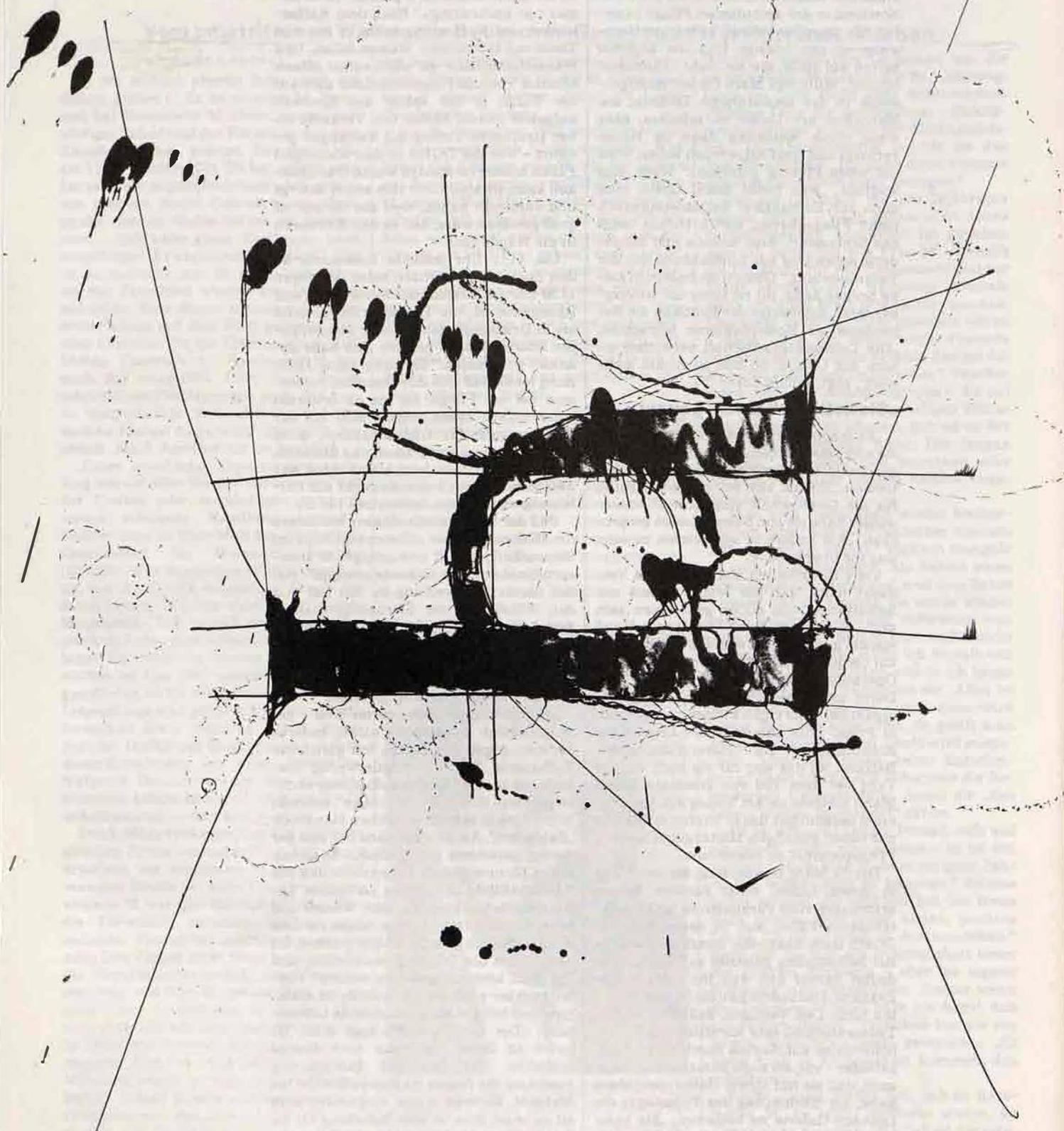
Erst im nachhinein fiel dem jungen Mann auf, daß der Tag anders als gewohnt verlief. „Sie hat sich bereits am Vormittag an die Schreibmaschine gesetzt, sonst immer nur nachmittags.“ Nach dem Kaffeetrinken am Nachmittag sollte er ihr eine Tasse mit lauwarmen Wasser füllen. Den Wasserhahn hätte sie nicht selbst öffnen können. Fremde Fingerabdrücke aber auf der Tasse, in der später das Zyankali aufgelöst wurde, hätten den Verdacht einer strafbaren Tötung auf Verlangen genährt – was die DGHS in den bisherigen Fällen immer vermeiden wollte. Das Zyankali kann sie aber nicht selbst besorgt und versteckt haben, weil die Gefahr zu groß gewesen wäre, daß es den Betreuern in die Hände fiel.

Um 14.15 Uhr schickte Rosemarie M. den Zivildienstleistenden heim. Als gegen 17.30 Uhr die Krankenschwester kam, war Rosemarie M. tot. Handschriftlich hatte sie in Druckbuchstaben unter den getippten Abschiedsbrief gesetzt: „Ich habe Zyankali genommen.“ Sie habe keine Hoffnung mehr, daß sich ihre Situation verbessere bei der Pflege, die sie zu erwarten habe. „Mein Mann würde sich bis zur Selbstaufgabe für mich einsetzen, seine Gesundheit und seine berufliche Situation ruinieren; er tut es jetzt schon. Aber wer hilft ihm? Es gibt keine Aussicht auf Entlastung von diesem Dauerstreß für ihn.“

Daß der Pflegenotstand, aber besonders die Diskussion über „Kostenexplosion im Gesundheitswesen“ und „steigende Inanspruchnahme von Sozialleistungen“ viel mit dieser Verzweiflung zu tun hat und den Nährboden der Sterbehilfe-Diskussion bildet, wird leicht übersehen. Wenn die Verbesserung der Lebensqualität aussichtslos erscheint, wird das von Atrott als „Erlösungsmittel“ propagierte Zyankali für den einzigen Ausweg gehalten.

„Selbsttötungen Behinderter sind – gesellschaftlich betrachtet – nichts anderes als eine gegen das eigene Ich gerichtete Euthanasie. Der sich minderwertig Einstufende besorgt an sich selber, was andere gerne an ihm vollzogen sähen“, schreibt Ernst Klee in seinem kritischen Handbuch „Behindert“. Atrott trägt dazu bei, daß der darauf gerichtete gesellschaftliche Druck steigt. Unzureichende Lebenshilfe und mit Wirtschaftlichkeitsdenken verbrämte Lebenswertbetrachtungen sind Wasser auf seine Mühlen. Denn mit der Angst vor dem Tod lassen sich gute Geschäfte machen. Ist es zynisch, die DGHS gemeinnützig und Zyankali kostensparend zu nennen? Vielleicht. Aber perfekte Sterbehilfe ist einfacher und billiger als ausreichende Lebenshilfe. „Die Gesellschaft“, sagt Karl M., „wird an ihrem Egoismus noch einmal ersticken. Vor Not und Behinderung macht sie die Augen zu. Das paßt nicht ins Weltbild. Es wird einem eingeredet, man ist zu teuer, man ist eine Belastung für die Gesellschaft. Und Atrott ist ihr Erlöser.“

Stein



# Der Schulversuch »KLEINKLASSE« – ein Weg zur Integration?

Gabriele Bacher

Bevor ich auf die Problematik der Kleinklassen (Förderklassen) eingehe, einige Worte zur 11. Schulorganisationsgesetz-Novelle, die im Frühjahr 1988 beschlossen wurde. Darin sind die rechtlichen Grundlagen für "Schulversuche zum gemeinsamen Unterricht behinderter und nichtbehinderter Kinder" formuliert.

Als integrative Schulversuche gelten folgende drei Typen:

## 1. Sozialintegrative Versuche

Behinderte, lernschwache und nichtbehinderte Kinder werden gemeinsam in einer Klasse von zwei Lehrkräften (1 Volksschul(VS)-Lehrerin und 1 Sonderschullehrerin) unterrichtet. Schulversuche dieser Art gibt es seit langem im Burgenland und in der Steiermark, außerdem in Tirol und in Oberösterreich.

## 2. Kooperative Klassen

Klassen mit schwer- und mehrfachbehinderten Kindern, bzw. Allgemeine Sonderschul(ASO)-Klassen in räumlicher Nähe zur VS arbeiten in wenig leistungsintensiven Bereichen (wie Leibeserziehung/LÜ, Bildnerische Erziehung/BE, Musikerziehung/ME, Werkerziehung/WE) zusammen und führen gemeinsame Schulveranstaltungen durch.

## 3. Kleinklassen (Förderklassen)

Dazu einige Auszüge aus dem (überarbeiteten) Konzept: "...soll eine Klasse sein, in der Kinder jene pädagogischen Rahmenbedingungen vorfinden, die helfen, Lern- und Verhaltensschwierigkeiten zu

überwinden." "Sie soll...nie die Verbindung zu den anderen Klassen der Schule verlieren und auch auf einen gleichwertigen Abschluß hinarbeiten." "Die Jahresplanungen für die einzelnen Schulstufen und Klassen sind daher aufeinander abzustimmen und stärker in die Planung einzubeziehen" "Die Schüler der Kleinklassen erhalten ein Zeugnis der Volks- oder Hauptschule, das die Bezeichnung des Schulversuches und gegebenenfalls einen anderen verwendeten Lehrplan enthält." (Anmerkung: z. B. ASO-Lehrplan).

Soweit zur Versuchsbeschreibung. Der Schulversuch "Kleinklasse" läuft heuer das dritte Jahr. Begonnen hat alles mit einigen engagierten Sonderschullehrerinnen, die für die ASO-AbgängerInnen bessere Bedingungen für eine Berufslaufbahn durch die Aufhebung der Stigmatisierung und eine optimale Lebens- und Berufslaufbahn schaffen wollten. Unter der Federführung des Landesschulinspektors für Sonderschulen für Oberösterreich entstand ein vom Ministerium genehmigtes Konzept und der Schulversuch konnte mit Beginn des Schuljahres 1986/87 im Bezirk Urfahr-Umgebung starten. ASO-Oberstufen und S-Klassen blieben erhalten, die ASO-Klassen der 1. - 5.-Schulstufe wurden zu Kleinklassen. An jeder Standortschule wurde eine bezahlte Kooperationsstunde pro Woche zwischen VS- und ASO- SonderschullehrerInnen abgehalten. Da in der LehrerInnenaus- und fortbildung niemals echte Kooperation erlernt und praktiziert wurde, waren viele Lehrkräfte überfordert oder sogar desinteressiert. Wer läßt sich schon gerne in die Karten schauen, wenn man als Lehrerin immer (zumindest nach außen hin) perfekt sein muß? So gestalteten sich viele dieser Kooperationsstunden als reine Leistungsvergleiche mit dem Druck, möglichst viele Kinder in die Stammklassen rückzuführen. Doch in einigen Fällen war auch echte Zusammenarbeit möglich. Bei



Photo: Brigitte Eichelberger

manchen VS-Lehrerinnen wuchs die Bereitschaft, die Problematik der "schwierigen Kinder" in einem anderen Licht zu sehen, oder sogar Hilfen durch die SonderschullehrerInnen anzunehmen und Kleinklassenkinder in beschränktem Umfang zu integrieren. Wie gesagt, aber nur in Einzelfällen. Zusätzlich gab es für die LehrerInnen an den Kleinklassen das Angebot einer Supervision durch Schulpsychologen. Nach anfänglichen Schwierigkeiten und Unsicherheiten, sind sie zu einem recht fruchtbringenden Instrument geworden, Schwierigkeiten mit Kindern oder auch im Schulversuch ganz allgemein zu begegnen.

Während zu Beginn noch nach dem Sonderschullehrplan unterrichtet wurde, hieß es kurz vor dem ersten Halbjahreszeugnis, unsere SchülerInnen müßten ein VS Zeugnis erhalten. Die Kinder seien eben keine ASO-SchülerInnen mehr, sondern VS-SchülerInnen mit der Zusatzparaphie: "...wurde im Schulversuch "Kleinklasse" unterrichtet. "Kinder, die jahrelang nach dem ASO-Lehrplan beschult worden waren, sollten plötzlich an den Erfordernissen eines VS Lehrplanes gemessen werden! Um die Noten nicht völlig nach unten abrutschen zu lassen, behalf man sich mit einer "mildtätigen" Beurteilung.

Nun war aber auch die Hürde einer bescheidenmäßigen Sonderschulbedürftigkeit gefallen. Was ursprünglich als Verhinderung von Stigmatisierung gedacht war, wurde zur Quelle noch schärferer Ausgrenzung. Heute zeigt es sich, daß in einigen Klassen und Schulen schwächere Kinder, die sonst nie in der ASO gelandet wären, in die Kleinklassen abgeschoben werden. Ein guter Grund, die Leistungsschraube in den VS-Klassen nach oben zu drehen! Auch das Elternrecht eines Einspruchs ist nicht mehr gegeben, da die Klassenzuteilung in letzter Konsequenz dem/der LeiterIn vorbehalten bleibt. Aus ehemals elf oder zwölf ASO-Klassen wurden bis heute siebzehn Kleinklassen an VS und 5 Kleinklassen an HS, also insgesamt zweiundzwanzig Schulversuchsklassen im ganzen Bezirk. Für manche LehrerInnen stellt die Kleinklasse einen willkommenen Anlaß dar, sich lern- oder verhaltensauffälliger Kinder zu entledigen und eine Auseinandersetzung mit Ursachen und Hilfsmöglichkeiten von sich abzuhalten. Andererseits ergab sich durch die Ausweitung des Schulversuchs der perverse Umstand, daß die KleinklassenlehrerInnen sich um Kinder umschauchen müssen, da sonst drei oder gar vier Schulstufen in einer Klasse wären (und es in einigen Fällen auch sind). Während es in der ursprünglichen Versuchsbeschreibung noch hieß, die Kleinklasse

DÜRFE nicht mehr als zwei Schulstufen umfassen, heißt es im überarbeiteten Konzept nur mehr "...SOLL.."

Von der ursprünglichen Idee der Öffnung und Veränderung in der VS ist außer in spärlichen Einzelfällen nichts mehr übriggeblieben. Aus Gründen der Einsparung wurden nach dem ersten Jahr auch noch die Koordinationsstunden gestrichen. Was blieb, sind "Tür und Angelgespräche" oder "das große Schwelgen" (wieder von Ausnahmen abgesehen).

Angesichts der Tatsache, daß einige Kinder niemals die Ziele eines VS oder HS Lehrplanes erreichen können, wird heute schon laut über die Notwendigkeit der Weiterführung der ASO neben Kleinklassen und VS nachgedacht. Auf die Spitze getrieben, hieße dies die Einführung der Leistungsgruppen an den VS. Wenn ich dann noch an die Diskussion der "Begabtenförderung" denke, dann läßt mich diese Vorstellung schlichtweg erschauern. Nach den lern- und verhaltensauffälligen Kindern sollten nun auch noch die "legasthenischen" Kinder ausgesondert werden. Mit der Begründung, es gäbe ja die Förderklassen (wie die Kleinklassen heuer zu Schulbeginn einige Wochen lang hießen), sollten im Bezirk die Stunden für die Legasthenikerbetreuung gestrichen werden. Für dieses Schuljahr konnte diese Maßnahme noch verhindert werden, was im nächsten Jahr auf uns zukommt, bleibt aber noch offen.

Kurz zusammengefaßt sind die Probleme folgende:

- *die Überstellungsmodalitäten werden an den einzelnen Schulen sehr unterschiedlich gehandhabt, die VS wird entlastet und die Leistungsschraube nach oben gedreht*
- *Klassenzusammenlegungen mit den Schulstufen 1 - 4 drohen. Dadurch wird pädagogisch sinnvolle Arbeit oder gar die Rückführung in die Stammklasse unmöglich gemacht, bzw. sehr erschwert*
- *die Streichung der Koordinationsstunden bedeutet Zusammenarbeit auf "good-will" Basis*
- *was tun mit Kindern, die den VS (HS) Lehrplan nie erreichen können? Sind sie SonderschülerInnen mit VS (HS)-Zeugnis und Zusatzbemerkung? Was ist mit dem Elternrecht?*
- *ungeklärte Legasthenikerbetreuung im kommenden Schuljahr*

An den Kleinklassen in den HS ist die Problematik ähnlich gelagert. Erschwerend dazu kommt, daß trotz gegensätzlicher Versuchsbeschreibung in manchen Klassen zu viele Lehrkräfte unterrichten, das Prinzip

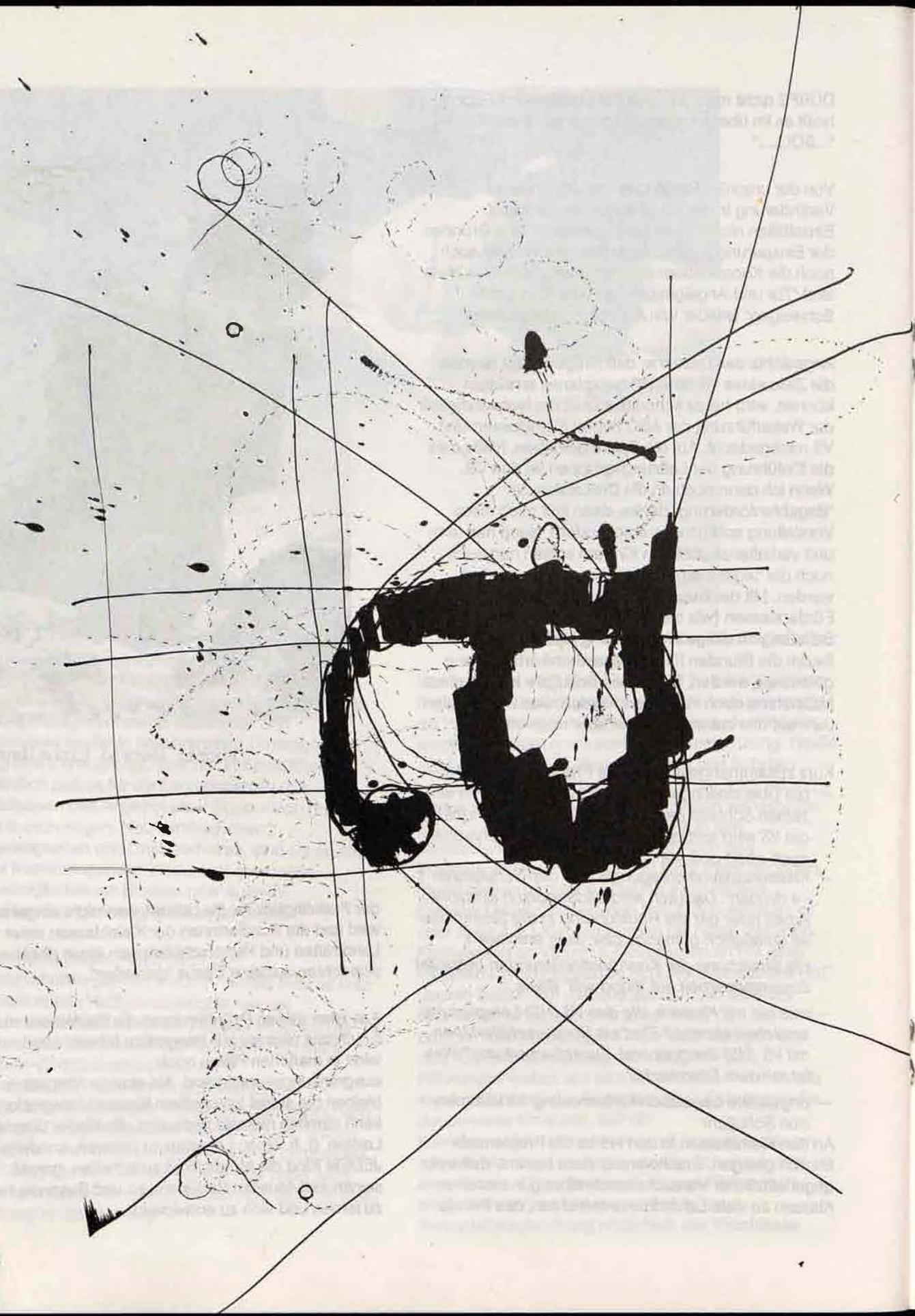


Photo: Harald Eichelberger

der Freiwilligkeit für die Lehrerinnen nicht eingehalten wird und die Schülerinnen der Kleinklassen unter Lehrkräften und HauptschülerInnen einen denkbar schlechten sozialen Status "genießen".

Aus allen diesen Gründen kann die Kleinklasse meines Erachtens niemals zur Integration führen, sondern wirkt in manchen Fällen noch ausgrenzungsverstärkend. Als einzige Alternative bleiben die sozial integrativen Klassen. Integration kann nämlich niemals bedeuten, die Kinder über einen Lehrplan, d. h. einen Lehrplan zu scheren, sondern JEDEM Kind die Möglichkeit zu schaffen, gemäß seinen individuellen Bedürfnissen und Besonderheiten zu lernen und sich zu entwickeln.

Zeichnung: Gunther W. Trübwasser



# NICOLE

Brigitte Urban

Mit einem behinderten Kind leben ist eine ständige Herausforderung, ist Freude, wie mit jedem anderen Kind, ist neue Erfahrung, Schwierigkeiten, all das, was jedes andere Kind bedeutet, wenn man bereit ist, einen Teil seines Lebens nach dem Kind auszurichten. Ja das geht tatsächlich nicht, ein behindertes Kind einfach nebenher laufen zu lassen. Die meisten Leute stellen sich das Leben mit einem behinderten Kind beschwerlich und unerfreulich vor. Vielleicht habe ich selbst mir das vorher auch so vorgestellt. Vorher, bevor ich selbst in die Lage kam und bevor mein erstes Kind geboren wurde.

Nicole, mein Kind, ist autistisch. Da gibt es kein Drumherum und kein Verschleiern. Sie ist meist unruhig, aufgeregt, paßt sich gesellschaftlichen Situationen nicht in gewünschter Form an, oft bedarf es einiger Energie, um sich mit ihr auseinanderzusetzen. Sie spürt besser als andere Menschen, ob man sie liebt und akzeptiert. Sie ist ein feiner Gradmesser für menschliche Gefühle. Vielleicht macht das so vielen Menschen Angst im Umgang mit ihr. Vorgetäuschte Interesse und Zärtlichkeit entlarvt sie spontan. Mit ungeheurer Energie setzt sie sich mit der Welt, die für sie so fremd und manchmal bedrohlich wirkt, auseinander.

Schwierigkeiten haben wir immer wieder. Im seltensten Fall miteinander. Welche dann? Nun, da wir leider nicht auf einer Insel leben, stoßen wir immer wieder an die Grenzen der Akzeptanz unserer Mitmenschen. Gleich vorweg: diese Akzeptanz ist bei einigen Menschen anscheinend gar nicht vorhanden, wenn es um Behinderte geht. geht. Mit Worten und Verstand zwar schon, aber nicht, wenn es Herz und Zusammenleben betrifft.

Schon im Kindergarten war es schwierig, erst ein Querschuß nach dem anderen von Seiten der Kindergartenbehörde. Erst durfte Nicole nur stundenweise am Nachmittag gehen, bald auch vormittags. Die Kindergärtnerin Susi kam gut mit ihr zurecht. Nicole lernte von den anderen Kindern, und die anderen Kinder lernten von Nicole. Und doch begleitete mich schon damals die ständige Angst, den Platz im Kindergarten und damit das Recht, Nicole mit

den Altersgenossen aufwachsen zu lassen, zu verlieren. Diffuse Ablehnung von einigen Eltern, niemals artikuliert, aber spürbar da. Diese Weihnachtsfeiern und anderen Feste im Kindergarten: Ich fühlte, wie Nicole und damit auch ich auf der Bühne der Öffentlichkeit beweisen mußten, daß sie nicht so schlimm ist, gerade in Situationen, die für mein Kind besonders schwierig waren.

Dann Wechsel der Kindergärtnerin, für die anderen Eltern eine Bagatelle, für mich und Nicole eine existentielle Bedrohung. Doch es ließ sich gleich Hilfe finden. Hedl Drdla, die selbst ein Kind in einer Integrationsklasse in Oberwart hat, darf als Betreuungsperson der Kindergärtnerin helfen. Sie zeigt allen, die es wahrnehmen wollen, wie man mit Einfühlungsvermögen und Liebe allen Kindern gerecht werden kann.

So manches "nichtbehinderte" Kind bekommt in seelischer Not Zuspruch und Hilfe von ihr.

Das letzte Kindergartenjahr bricht an und damit die Frage nach Nicoles Schulbesuch. Für mich eigentlich eine klare Sache. Ich habe mich erkundigt und viel gelesen, ich weiß, gerade für Nicole ist es wichtig, unter den "normalen" Kindern bleiben zu dürfen. Sie lernt viel durch Imitation, fühlt sich in ihrer Gruppe wohl, soweit sich ein autistisches Kind überhaupt im Sozialkontakt mit anderen wohlfühlen kann. ihr Leben wird nicht bestimmt werden durch das, was sie lesen und schreiben lernt, nein, Nicole braucht den Kontakt mit den anderen im Dorf, sie muß lernen, mit ihrer Generation zu leben, die anderen müssen Nicole kennen und mit ihr umgehen lernen. ich weiß, sobald Nicole nicht mehr den täglichen Kontakt mit den Kindergartenkindern hat, wird sich der Kontakt mit anderen auf Feste und auf Gerüchte über sie beschränken. Auch ich habe für mich Angst, den Kontakt mit den anderen Allhauer Eltern zu verlieren, das alltägliche Gespräch, den banalen Dorfalltag. Aus vielen Fallschilderungen weiß ich, daß es möglich sein muß, Nicole in einem integrativen Schulversuch zu unterrichten.

Was tun? Nur mit Vorsicht an die Sache herangehen, niemanden vor den Kopf stoßen. Vorsichtig und mit Angst bei der Schuldirektion vorfühlen. Auch dort

herrscht Unsicherheit. Ein Wettstreit der Ängstlichen, die Lehrer vor Nicole, die Direktion vor der Sache, der Schullnspektor vor der Verantwortung und ich allein gegen alle. Die größte Angst habe ich vor den anderen Eltern, eine Mauer aus diffusen Gerüchten, Schweigen, Ablehnung, Bedenken. Niemand getraut sich, die Situation auszusprechen. Ich auch nicht, vielleicht wäre es in dieser Situation das einzig Richtige gewesen. Niemand, der fragt, "Was sagen denn die Kinder dazu?" - sie müssen schließlich mit Nicole in der Schule sein, sie kennen mein Kind, sie haben es vier Jahre lang im Kindergarten erlebt.

Die Schuldirektion läßt die Eltern mit einem Rundschreiben abstimmen, ob sie für den Schulversuch sind oder nicht. Da haben wir Glück, die Eltern stimmen zum größten Teil zu. Erst langsam wird mir nachher die Ungeheuerlichkeit der Sache klar. Da sollte doch tatsächlich über mein Kind und dessen Verbleib im Dorf abgestimmt werden! Nichtsdestotrotz freut sich Nicole riesig auf die Schule. Schwierigkeiten von selten des Ministeriums erfahre ich zum Glück erst im nachhinein, als diese schon wieder erledigt sind. Der zweite Lehrer, der in der Klasse unterrichten sollte, bekommt nur die halbe Lehrverpflichtung. Der Schulversuch startet mit zwölf Kindern und zwei Lehrern.

Am ersten Elternabend (21.9.) fordern die Eltern mehr Stunden für die zweite Lehrerin. Dabei werden auch die ersten Schwierigkeiten besprochen. Die Fahrt im Schulbus: angeblich bedrohe Nicole andere Kinder. Die Lehrerin, die im Bus mitfährt, kann dies nicht bestätigen; da ihr die Eltern nicht glauben, wirft sie das Handtuch und ist nicht mehr bereit, im Schulbus mitzufahren. Also springe ich ein und fahre täglich im Schulbus in der Früh mit und zu Mittag wieder. Eine zeitaufwendige Sache, aber wenn es nicht mehr ist, soll es so sein.

Kurze Zeit darauf beruft Frau Windisch als Klassenelternvertreterin einen weiteren Elternabend ein. Beschwerden sind bei ihr eingegangen. Also findet bereits am 8.10. die nächste Elternrunde statt. Die Tagesordnung spricht wohl Bände: eingelangte Beschwerden über Vorfälle im Unterricht, über die Weiterführung des Schulversuchs und Klärung der Verantwortlichkeit im Fall einer Verletzung eines Kindes. Jetzt erfasse ich endlich den Ernst der Lage. Der Schulinspektor Franz Herist und die Schulpsychologin Elfriede Jud machen gemeinsam eine lange Inspektion in der Klasse, um sich selbst von

der "Gefährlichkeit" Nicoles zu überzeugen. Sie können nicht die geringste Gefahr für irgendein Kind feststellen. Nicole läuft zwar öfters im Klassenraum umher und ist durchaus unruhig, aber die anderen Kinder beeindruckt das nicht. Sie sind Nicoles Verhalten seit mehr als drei Jahren aus dem Kindergarten gewöhnt.

Am Elternabend brechen nun alle Dämme der bis jetzt hinter vorgehaltener Hand gemunkelten Gerüchte. Es kommt zu heißen Diskussionen, die Eltern erzählen von Ungeheuerlichkeiten in der Klasse, die Lehrer entkräften - teilweise. Es kommt zu einer neuerlichen Abstimmung, ob der Schulversuch probeweise noch bis Weihnachten geführt wird. drei Nein und neun Ja Stimmen. Ich kann das alles nicht mehr ertragen und verlasse die Versammlung vorzeitig, laufe querfeldein zu Linde, um Trost zu finden.

Die bei der Besprechung anwesende Schulpsychologin fährt zu Gabi, ihr ist schlecht, sicher nicht nur, weil sie schwanger ist.

In der Folge überstürzen sich die Ereignisse, ein Gerücht jagt das andere. Nicole fährt den anderen Kindern angeblich in die Augen, zerreißt angeblich den anderen Kindern ihre Schulsachen, beschädigt angeblich anderer Leute Kleidungsachen. Wenn ich frage: Wem ist sie in die Augen gefahren? Wessen Schulsachen zerreißt sie? Wessen Kleidungsstück hat sie beschädigt? bekomme ich ausweichende Antworten. Dem, mit dem ich gerade rede, dem jedenfalls nie. Die Argumentation verschiebt sich: Was ist, wenn Nicole jemandem in die Augen führe und derjenige dann erblindete? Was wäre, wenn Nicole jemand anderen Schulsachen zerrisse? Bis auf einige Striche in ein Heft eines Mitschülers hat sich aber nicht Genaueres feststellen lassen.

Da platzt ein neues Gerücht: Brigitta \*, eine Mitschülerin Nicoles, ist Bettnässerin, offiziell darf es keiner wissen, aber ein Kinderprlmr aus Oberwart hätte es der Mutter schriftlich gegeben, schuld sei der Integrative Schulversuch. Er kennt zwar den Schulversuch nicht, und jeder weiß, daß er der Überzeugung ist, daß behinderte Kinder leiden, wenn sie mit normalen zusammensein "müssen".

Je gewaltiger die Gerüchte, desto abgelehnter fühlt sich Nicole und beantwortet das mit entsprechendem Verhalten. Sie bekommt in der Schule Zornanfalle und wirft sich dabei auf den Boden - ihre einzige Art zu

protestieren. Jeden Tag erwarte ich neue Gerüchte, neue Katastrophen.

Die Lehrerinnen fühlen sich mit Nicole und den ständigen Anfeindungen durch die Eltern überfordert: sie meinen, sie wüßten zu wenig über Autismus, Nicole solle einer Therapie unterzogen werden, damit sie endlich "einfacher" wird. Ich kann mir vorstellen, daß es für die LehrerInnen nicht einfach ist, zu akzeptieren, daß Nicole eben Nicole ist, es gibt keine Therapie, keine Medizin der Welt, die Nicoles Autismus wegbringt. Man muß sie akzeptieren, wie sie ist. Die Hilfsangebote der Sonderkindergärtnerin Marla Gaspar, die einmal in der Woche sowieso an der Schule im Kindergarten arbeitet und viele positive Erfahrung mit Nicole gemacht hat, bleiben ohne Resonanz. Ich denke, zu diesem Zeitpunkt haben die LehrerInnen bereits aufgegeben und es weder sich selbst noch mir eingestanden. Anfang November sucht die Volksschule um Schulrückstellung an, ich erhebe dagegen Einspruch, Nicole wird in einem Jahr auch nicht anders sein, diese Kinder dann kennen sie gar nicht mehr.

Anfang Dezember gehe ich zu Bezirksschulinspektor Herist, dieser schlägt mir vor, doch endlich aufzugeben, denn wenn die anderen Eltern nicht wollten, hätte es doch keinen Sinn.

Am 16. Dezember ist der letzte Elternabend, eine weitere Abstimmung wird verhindert. Monate später erfahre ich, daß einige Eltern zu diesem Zeitpunkt bereits einen Brief an den Landesschulrat geschrieben hatten. Kernpunkt: wer denn eventuelle Verletzungen durch Nicole verantwortete. Das ist zwar rein hypothetisch, aber für die Schulbehörde tatsächlich bedrohlich. Dabei wird Nicole in dem Brief von den Eltern geschildert als ein sich ständig auf dem Boden wälzendes onanierendes Etwas. Mir tut diese Schilderung weh, weil sie mehr als verzerrend ist, weil sie unwahr ist und weil sie heimlich ist, also gar nicht erwidert werden kann. Ich fühle mich hilflos und sehr ohnmächtig.

Ein letzter Versuch, Hedl Drdla als weitere Betreuungsperson in der Schule aufzunehmen, scheitert. Man will längst nichts mehr davon wissen, es geht nur mehr darum, die Sache so schnell wie möglich zu beenden und endlich Ruhe zu haben. Am 17. 12. führt mich Bezirksschulinspektor Franz Herist in die Sonderschule, dort soll ich die Einweisung in die Sonderschule unterschreiben, ich verweigere. Am 30. 12. wird Nicole für vier Wochen vom Schulbesuch suspendiert.

Anfang Februar geht Nicole nach Oberwart in die Sonderschule. Allhau hat seinen Frieden. Dort hat sie drei Mitschüler, die ähnlich schwer behindert sind wie sie. Sie hat keinen Kontakt mehr mit den Allhauer Kindern oder anderen nichtbehinderten Kindern. Sie kann nicht verstehen, wieso sie nicht mehr mit ihrer Nachbarin und früheren Mitschülerin Renata\* in dieselbe Schule gehen kann, ich kann es ihr auch nicht so richtig erklären. Sie fährt nun täglich fast eine Stunde mit dem Schulbus in die Schule hin und eine Stunde wieder zurück, ohne Begleitperson, ohne je ein anderes Kind gefährdet oder verletzt zu haben. Auch in der Schule hat sie noch nie ein anderes Kind gefährdet oder verletzt. Dabei sind einige behinderte Kinder sicher weniger wehrhaft als "normale" Kinder. Auf der, für ein sechsjähriges Kind langen Busfahrt schläft sie oft vor Erschöpfung ein. Das Verhalten der Sonderschüler im überfüllten Bus potenziert sich oft, sodaß es laut, eng und wild im Bus wird, für ein autistisches Kind besonders unangenehm, und Nicole ist danach oft besonders unruhig und schwierig.

Die Sonderschule bemüht sich, kann aber nicht verstehen, daß die schulischen Leistungen Nicoles Lebensweg nicht entscheiden werden. Der Kontakt mit den Leuten im Dorf, mit ihren Altersgenossen, dieser Kontakt, der erlernt und erarbeitet werden muß, damit alle davon Gewinn haben - das ist es, was sie bräuchte. Die Rückführung von Oberwart nach Allhau, wie soll die jemals gelingen, wenn schon Eltern von Schulkindern den Kontakt mit einem behinderten Kind als Einschränkung definieren? Wenn sie schon jetzt so aktiv geworden sind, um Nicole aus der Klasse zu bekommen, wie sollen diese Menschen auf freiwilliger Basis bereit sein, ein Kind wie Nicole im Dorfalltag zu akzeptieren?

Sie wissen nicht, welche ungeheure Belastung jetzt Nicole ertragen muß, damit ihre Kinder in Ruhe und Anständigkeit ihren ebenen Lebensweg gehen können. Sie wollen es auch nicht wissen, Nicole ist aus ihrem Bewußtsein verschwunden. Wenn das Gespräch doch einmal auf diese "Vorfälle" kommt, so beruhigen sie sich mit den Worten "Für Nicole ist es so sicher das Beste!"

Während ich das alles niederschreibe, weil ich nicht will, daß der Schleier des Vergessens darüber gebreitet wird - anderen Kindern soll es nicht ähnlich ergehen müssen - erfahre ich, daß auch das zweite behinderte Kind aus der Klasse in die Sonderschule kommt. Damit ist der Schulversuch endgültig gescheitert.

\* Name im Interesse des Kindes geändert

AUSGEBROCHEN

*Seit ich die Grenzen,  
die man  
mir setzte,  
nicht mehr anerkenne,  
nicht mehr als Grenzen erlebe,  
spüre ich erst,  
wie stark  
ich bin.*

*... wie grenzenlos ich sein kann.*

Aus: "Josef", 12/89, Oberwart, Burgenland



Photo: Julia Haslwanger

# Auf dem Weg zu einer solidarischen Alltagskultur

Thesen zur Integration von Minderheiten

von Peter Gstettner

I

Die Integration von Minderheiten in das gesellschaftliche Leben hat viele Aspekte: rechtliche, ökonomische, soziale, humanitäre, psychologische und natürlich auch "erzieherische". Alle sogenannten Ungleichheitsgesellschaften, die eben dadurch gekennzeichnet sind, daß sie verschiedene Gruppen gemäß ihrer "Minderleistung", ihrer anderen Lebensform, Sprache, Hautfarbe, Herkunft oder Religion immer nur mehr oder weniger teilhaben lassen am Leben in der Mitte der Gesellschaft, stellen hohe Ansprüche an Pädagogik und Sozialarbeit. Je mehr Ungleichheiten produziert werden, desto mehr sollen sie überall dort den Reparaturbedürfnissen nachkommen, wo Qualifikations- und Selektionsdruck ihre Spuren hinterlassen haben; und diese Spuren führen zu den Gruppen am Rande der Gesellschaft und zu den Individuen, deren innere oder äußere Verletzungen oder "Abweichungen" zu Unterscheidungsmerkmalen wurden. Eine festgestellte "Besonderung" kann dann zum Anlaß für vielfältige Diskriminierungen werden: Der Mensch bekommt ein Stigma.

II

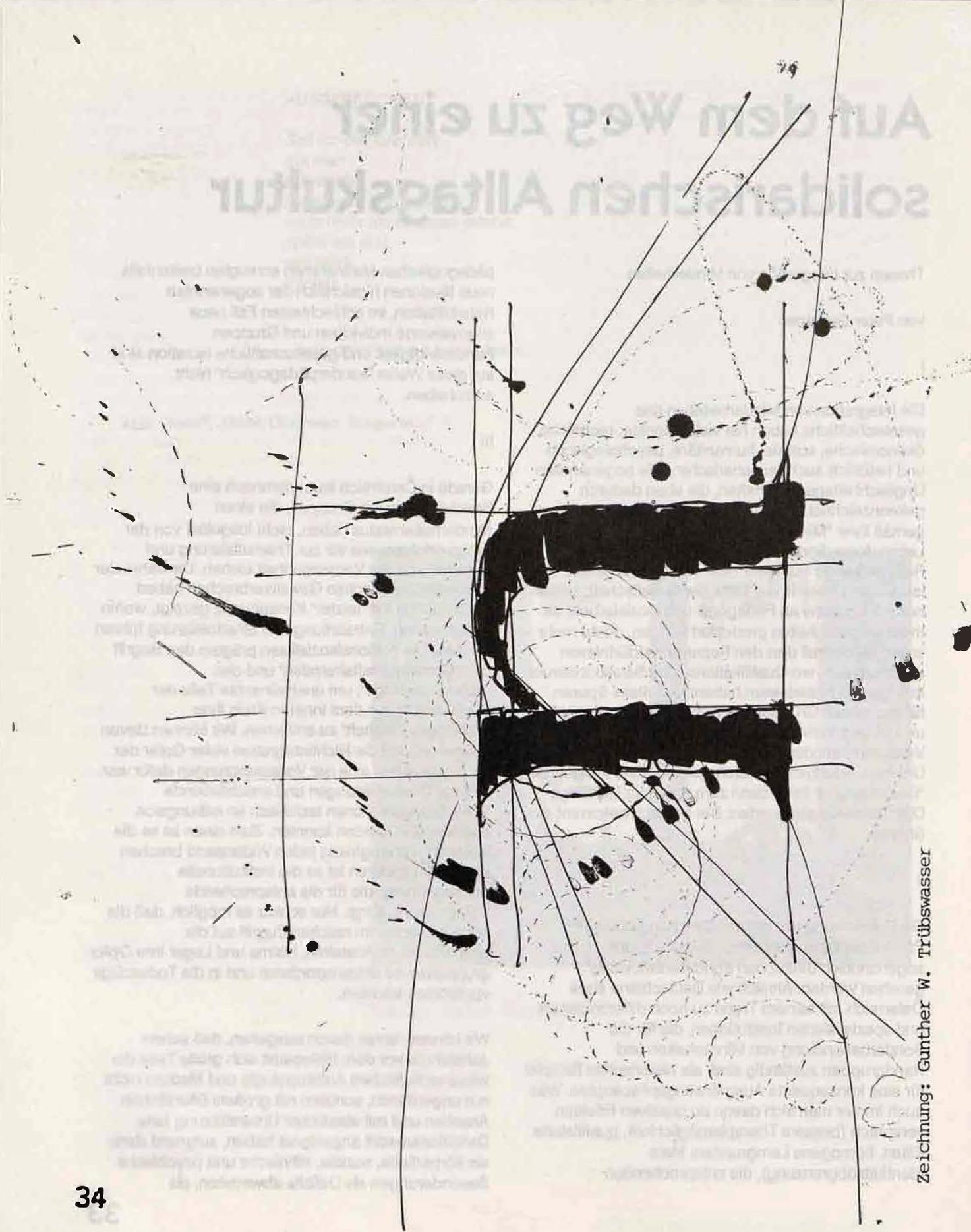
Die Entwicklung der österreichischen Schule und Pädagogik kann nicht unabhängig von der sogenannten "Deutschen Sonderentwicklung" gesehen werden. Ähnlich wie Deutschland steht Österreich mit seinem Trend zu hoch differenzierten und spezialisierten Institutionen, die für die Sonderbehandlung von Minderheiten und Randgruppen zuständig sind, als historisches Beispiel für eine konsequente Ausgrenzungsfilosofie. Was auch immer man sich davon an positiven Effekten verspricht (bessere Therapiemöglichkeit, qualifizierte Eliten, homogene Lerngruppen, klare Identitätsabgrenzung), die entsprechenden

pädagogischen Maßnahmen erzeugten bestenfalls neue Illusionen hinsichtlich der sogenannten Rehabilitation, im schlechtesten Fall neue stigmatisierte Individuen und Gruppen. Randständigkeit und gesellschaftliche Isolation sind auf diese Weise "sonderpädagogisch" nicht aufzuheben.

III

Gerade in Österreich kann demnach eine Beschäftigung mit Gruppen, die einen Minderheitenstatus haben, nicht losgelöst von der Frage erfolgen, wie wir zur Thematisierung und Aufarbeitung der Vergangenheit stehen. Die Jahre der nationalsozialistischen Gewaltverbrechen haben buchstäblich mit "letzter" Konsequenz gezeigt, wohin Ausgrenzung, Entrechtung und Ghettolisierung führen können. Die Nationalsozialisten prägten den Begriff des "Gemeinschaftsfremden" und des "Volksschädlings", um unerwünschte Teile der Bevölkerung aus dem Inneren ihres "Volksgemeinschaft" zu entfernen. Wir können davon ausgehen, daß die Nichtintegration vieler Opfer der Naziverbrechen eine der Voraussetzungen dafür war, daß die Ghettobildungen und anschließende Vernichtungsaktionen technisch so reibungslos durchgeführt werden konnten. Zum einen ist es die Isolation, die langfristig jeden Widerstand brechen kann, zum anderen ist es die institutionelle Aussonderung, die für die entsprechende Vorsortierung sorgt. Nur so war es möglich, daß die Naziverbrecher im raschen Zugriff auf die geschlossenen Anstalten, Heime und Lager ihre Opfer gruppenweise abtransportieren und in die Todeszüge verfrachten konnten.

Wir können ferner davon ausgehen, daß schon Jahrzehnte vor dem Holocaust sich große Teile der wissenschaftlichen Anthropologie und Medizin nicht nur ungehindert, sondern mit großem öffentlichen Ansehen und mit staatlicher Unterstützung jene Definitionsmacht angeeignet haben, aufgrund derer sie körperliche, soziale, ethnische und psychische Besonderungen als Defizite abwerteten, als



Zeichnung: Gunther W. Trübwasser

"lebensunwertes Leben" erklärten bzw. dem "Untermenschentum" zuschrieben. Die Vorsortierung geschah also durchaus auch wissenschaftlich, mußten die Sondereinrichtungen doch nach bestimmten, definierbaren Kriterien gefüllt werden. - Daran zu erinnern heißt aber, daß man Fragen der Integration heute nicht standpunktlos und quasi "neutral" - auf irgendwelche wissenschaftlichen Resultate von Vergleichsuntersuchungen wartend - gegenüber stehen kann. Unabhängig davon, ob wir für die Nichtaussonderung und Entstigmatisierung von Behinderten oder anderen Minderheiten eintreten, die Parteinahme für die schwächsten Glieder in der Kette der Gesellschaft ist eine historisch notwendig gewordene Option.

#### IV

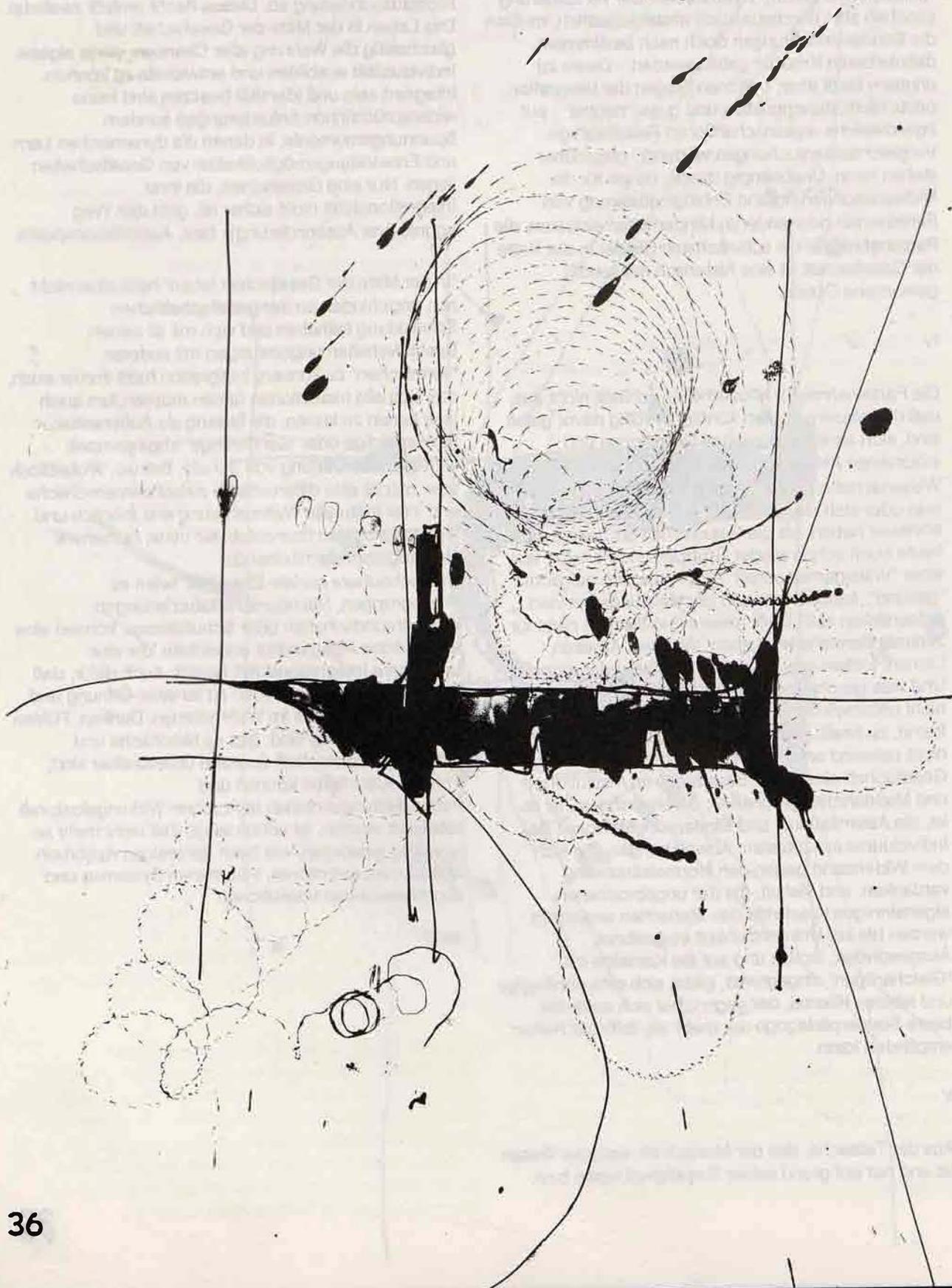
Die Parteinahme für Minderheiten schließt nicht aus, daß die Wissenschaften künftighin völlig davor gefeit sind, sich an ausgrenzenden Definitionen und inhumanen Aktionen zu beteiligen. Warum sollten die Wissenschaften grundsätzlich "humaner" geworden sein oder sich als lernfähiger aus der Geschichte erwiesen haben, als die Gesellschaft als ganze, wo ja heute auch schon wieder Gruppen und Parteien von einer "Volksgemeinschaft" reden, die sich möglichst "gesund", national rein und hochleistungsmotiviert präsentieren soll? Stellt unsere Gesellschaft nicht für zentrale Bereiche wie Leben, Wohnen, Arbeiten, Lernen, Lieben usw. klare Normalitätsforderungen? Und was geschieht mit jenen, die sich den Normen nicht unterordnen können oder wollen, weil sie ihnen fremd, zu hoch, unbegründet, zu eng oder einfach nicht passend erscheinen? Für diese Leute hat die Gesellschaft eine große Bandbreite an Institutionen und Maßnahmen geschaffen, deren einziges Ziel es ist, die Assimilations- und Einpassungsfähigkeit des Individuums auszutesten. Abweichungen, die sich dem Widerstand gegen den Normalitätszwang verdanken, und Vielfalt, die der ungebrochenen eigensinnigen Kreativität des Menschen entspringt, werden bis zur Unkenntlichkeit eingeebnet. Ausgesondert, isoliert und auf die Kontakte mit "Gleichartigen" eingegrenzt, bildet sich eine abhängige und leblose Klientel, der gegenüber sich auch der beste Sonderpädagoge nur mehr als "hilfloser Helfer" empfinden kann.

#### V

Aus der Tatsache, daß der Mensch ein soziales Wesen ist und nur auf grund seiner Geselligkeit leben bzw.

überleben kann, leitet sich das Menschenrecht auf Nichtaussonderung ab. Dieses Recht umfaßt zweierlei: Das Leben in der Mitte der Gesellschaft und gleichzeitig die Wahrung aller Chancen, die je eigene Individualität ausbilden und entwickeln zu können. Integriert sein und Identität besitzen sind keine widersprüchlichen Anforderungen sondern Spannungsmomente, in denen die dynamischen Lern- und Entwicklungsmöglichkeiten von Gesellschaften liegen. Nur eine Gesellschaft, die ihrer Integrationskraft nicht sicher ist, geht den Weg aggressiver Aussonderungs- bzw. Assimilationspolitik.

"In der Mitte der Gesellschaft leben" heißt aber nicht nur, ungehindert an der gesellschaftlichen Entwicklung teilhaben und sich mit all seinen Besonderheiten ungezwungen mit anderen "vermischen" zu können, Integration heißt immer auch, daß sich alle Institutionen öffnen müssen, um auch jene herein zu lassen, die bislang als Außenseiter, Randständige oder "Sonderlinge" abgestempelt waren. Diese Öffnung von Schule, Betrieb, Wohnblock usw. macht eine differenzierte zwischenmenschliche und inter-kulturelle Wahrnehmung erst möglich und legt dadurch den Grundstein für neue, humanere Umgangsformen miteinander. Überschaubare soziale Einheiten, seien es Wohngruppen, Nachbarschaftsbeziehungen, Kinderfreundschaften oder Schulklassen, können eine solidarische Alltagskultur entwickeln, die eine ungeahnte Integrationskraft besitzt. Auch dafür, daß Institutionen und Individuen zu so einer Öffnung und zu so einem Wandel im Wahrnehmen, Denken, Fühlen und Handeln fähig sind, gibt es historische und aktuelle Beispiele. Daß Grenzen überwindbar sind, Trennmauern fallen können und Ausschließungskriterien bis zu ihrer Wirkungslosigkeit relativiert werden, ist schon lange Zeit nicht mehr so sinnfällig geworden, wie beim derzeitigen Ausbruch aus starren, autoritären, inhumanen Systemen und disziplinierenden Institutionen.



## VI

Die Bewegung der Öffnung und Reintegration vollzieht sich erfahrungsgemäß fast nie konfliktfrei. Eine Integrationspädagogik muß deshalb immer auch eine Konfliktpädagogik sein. Identität wahren und gleichberechtigt solidarische Umgangsformen sich aneignen zu können, ist uns weder in die Wiege gelegt noch anerzogen: kein karitativer Appell und keine sozialpartnerschaftliche Ideologie können als Ersatz dafür stehen, daß die Betroffenen selbst (und "betroffen" sind wir alle) die Konflikte leben und produktiv wenden lernen müssen. Und dazu bedarf es vielfältiger Alltagskontakte und Kommunikationschancen innerhalb und außerhalb der offenen Institutionen.

## VII

Die Ausgrenzung und Ghettoisierung von Minderheiten, die Nichterfüllung von Rechts- und Chancengleichheit hinsichtlich der menschlichen Grundbedürfnisse wie Bewegungsfreiheit, Religionsausübung, Muttersprache, Wohnung, Gesundheit und Arbeit, sind bei der Mehrheitsbevölkerung bisher nur auf vereinzelte Proteste und Solidaritätsaktionen gestoßen. Die jeweils zugrunde liegenden Vorurteile, die den Ausschluß von Minderheiten so leicht begründbar und vertretbar erscheinen lassen, sind tief verankert und bekommen gleichsam ihre Bestätigung von außen, wenn eine Integrationsfeindliche Politik Minderheiten stigmatisiert und territorial auf Gebiete oder Sondermaßnahmen festschreibt. Es ist deshalb kein Zufall, daß der Umdenkprozeß heute gerade von den diskriminierten Gruppen selbst vorangetrieben und möglichst "mehrheitsfähig" gemacht wird. Viele Gruppen warten nicht mehr geduldig und schicksalsergeben auf die ihnen zufallenden Almosen und Gnadenakte der politischen Instanzen. Die Betroffenen lehnen das Delegations- und Funktionsprinzip zumeist ab und bestehen auf direkter gesellschaftlicher Teilhabe und Mitwirkung; sie organisieren sich zur Durchsetzung ihrer Rechte, entwickeln ein positives Selbstbild (nach dem Muster "black is beautiful") und vernetzen sich mit Bündnispartnern jenseits des egoistischen, ethnozentrischen und kulturrassistischen Hauptstroms der Überheblichkeits- oder Mitleidsweile.

Wer über diese Selbsthilfe-Initiativgruppen, die oft nach langer Apathie nun als Subjekt ihrer Geschichte zu handeln beginnen, das rasche Urteil fällt, hier würden Gruppen maßlose, unbillige Forderungen stellen und dadurch "Unfrieden" stiften, der kann oder will nicht verstehen, worum es hier geht: Minderheiten ringen nicht darum, "Mehrheit" zu werden. Sie brauchen aber Verständnis und Unterstützung in dem doppelten Kampf, den sie führen - einmal gegen Diskriminierung und Aussonderung, zum anderen gegen die "totale Umarmung", gegen das assimilatorische Aufsaugen durch die Mehrheitsgesellschaft. Minderheiten wollen daher heute nicht nur ihre Menschenrechte erfüllt sehen und vor entmündigender Befürsorgung und Entindividualisierung bewahrt werden, sie wollen auch ihren eigenen Vorstellungen und Bedürfnissen entsprechend leben können, sie wollen in der Mitte der Gesellschaft ihre spezifischen und unverwechselbaren Lebensformen verwirklichen und genießen können.

## VIII

Integration und Entwicklung von Identität werden nur dann keine Gegensätze sein, wenn wir im konkreten Alltag des Lernens, Arbeitens, Wohnens usw. erfahren können, daß TOLERANZ eben mehr bedeutet, als herablassende Duldung und als bloßes Lebenlassen im Interessenlosen Nebeneinander. Nur wenn wir integrative Lernfelder auf allen Ebenen des gesellschaftlichen Lebens einrichten und eröffnen, können wir berechtigt hoffen, daß Minderheiten einmal als ausgesprochene "Aktivposten der Gesellschaft" (so Reinhard Rürup beim Deutschen Evangelischen Kirchentag 1988 in Berlin) im Bewußtsein der Mehrheit verankert werden, daß Minderheiten für die Mehrheit weder Belastung noch Selbstbeschränkung bedeuten, sondern allemal zur kulturellen Bereicherung der Gesellschaft beitragen. Integration zieht folglich auch nicht "Nivellierung" nach sich, sondern humaneres Lernen und soziale Qualifikationserweiterungen für alle.



Photo: Harald Eichelberger

# LIEBESBEHINDERUNGEN

Zwei Briefe.

Lieber Johannes,

nach fast zwei Jahren setze ich mich wieder hin, um Dir einen Brief zu schreiben. Ich denke oft über uns nach und trage schon seit langem Dinge mit mir herum, die ich einfach einmal aussprechen und Dir schreiben möchte, habe aber gleichzeitig die Angst, Dir sehr weh zu tun. Ich versuche es halt noch einmal, weil Du mir nicht gleichgültig bist und ich es schön fände, wenn wir uns nicht verlieren, falls das irgendwie möglich ist.

Ich glaube aber, daß es auf einer ganz anderen Basis sein muß, daß wir es diesmal anders angehen müssen, ehrlicher vor allem. Das soll vorallem ein ehrlicher Brief sein, was auch immer darauf folgt, auch wenn Du völlig schockiert bist von mir. Ehrlichkeit mir selbst gegenüber. Wo anfangen...

Ich will versuchen, einmal das zu formulieren, was

mich immer so befangen gemacht hat; worüber wir nie gesprochen haben, als Gelegenheit war. Daß wir es nie geschafft haben, über Deine Gefühle für mich und meine für Dich zu reden. Daß ich es nie geschafft habe, mit Deiner Zuneigung für mich umzugehen. Vielleicht war es deshalb, daß wir uns hauptsächlich geschrieben und uns nur selten einmal gesehen haben, daß ich erst nach ewig langer Zeit gemerkt habe, was da war - und dann war ich einfach nur noch erschlagen von Deinen Erwartungen und ziemlich hilflos. Das kommt ja nun zwischen einem Mann und einer Frau öfter mal vor, daß sie sich nicht ausdrücken können.

Das Besondere bei uns war halt, daß Du offensichtlich körperbehindert bist und ich scheinbar, nach außen zumindest, völlig gesund bin.

Ich muß das jetzt alles mal aufschreiben, dem Gestalt geben. Unsere Briefe, Gespräche waren zwar immer irgendwie liebevoll und echt, aber sehr "körperlos". Ich hab' Dir nie zugemutet, Dir anzuhören, was bei mir, in meinem Leben alles passiert war, und ich hab'

Dir nie zugetraut, daß Du für mich dasselbe empfindest wie zwei drei andere Männer auch. Sexualität war ausgeklammert. Als ich Dir, als ich später einmal einen Freund hatte, das geschrieben habe, hätten wir darüber reden müssen. Ich hatte Angst davor, wußte nicht, was dann passiert.

Das Schwelgen als Quelle weiter wachsender Mißverständnisse. Damals war Ich zwanzig und sehr schweigsam. Mit fast vierundzwanzig bin Ich inzwischen etwas gesprächiger. Ich hab' auch mal eine Analytikerin damit beschäftigt, mir zu helfen, alles anzusprechen, nachdem Ich oft so phasenweise bodenlos traurig war.

Ich möchte Dir einfach mal von mir erzählen, von meinen Umwegen von vor längerer Zeit bis hierher. Vielleicht siehst Du mich dann anders. Verstehst auch ein wenig, daß es für mich nicht leicht war, mit meiner Sexualität und dem, was Ich als Frau erlebt habe, umzugehen.

Also:

Wir hatten uns vor acht Jahren auf einem dieser christlichen Jugendtreffen kennengelernt. Damals war ich noch sehr katholisch, ziemlich engagiert in der Kirche und völlig überzeugt von Friede, Fröhlichkeit und Liebe und so weiter. Mit meiner Gitarre wandelte ich in Jesussandalen und irgendwelchen wallenden indischen Gewändern auf diesen Treffen umher, war eher still. Ich erinnere mich, daß ich Männern gegenüber sehr sehr vorsichtig war, und diese Hippiekleider haben meinen Körper auch gut verborgen. Meine Erziehung war nicht körperfeindlicher und liebevoller als die vieler katholisch Großgezogener, einschließlic der des Jugendkaplans unserer Pfarrei. Man neutralisiert und sublimiert so lang es geht, aber irgendwann nicht mehr. Herr Kaplan sagte sich von der Braut Christi, der Kirche, los und nahm stattdessen mich, Ich war irgendwie greifbarer. Wir trafen uns beide in unserem Hunger nach Zärtlichkeit, aber nachdem er die Panik hatte, zwangsversetzt zu werden, hat er sich in zwei Sätzen von mir getrennt (so weit dürfe es nicht mehr kommen und Ich müsse ihn auch verstehen). Wir sahen uns dann oft, haben aber nie mehr davon gesprochen. Dann war ich eine Weile ziemlich fertig, kam mir sehr benutzt vor, bin es wahrscheinlich auch worden, zog mich sehr in mich selbst zurück und wurde irgendwann siebzehn.

An einen Mann, der Exupéry gelesen haben muß, denn er sagte zwischendurch einmal, daß man verantwortlich sei für das, was man sich vertraut gemacht habe, klammerte ich mich dann sehr. Ich hätte alles für die Beziehung getan, fühlte mich zu Hause schon lange nicht mehr wohl und war meistens bei ihm und hatte irrsinnige Panik, daß er mich verlassen

könnte. Das mußte er dann nach einem Jahr auch, um nicht erstickt zu werden. Das war die einzige natürliche und vernünftige Reaktion auf meine Klettenhaftigkeit. Morgens war mir dann immer übel, ich konnte nichts essen und hab alles auf die Trennung geschoben. Das darauffolgende war für mich ziemlich schlimm, und ich hab Dir das so nie erzählt: Ich wurde wegen akuter Blinddarmentzündung ein paar Tage später ins Spital eingeliefert. Im Beobachtungsraum am morgen nach der Operation erzählte mir der Anästhesist nebenher: "Übrigens, der Blinddarm war's gar nicht, sie hatten eine Eileiterschwangerschaft; aber sie hatten noch einmal Glück und sind gut davongekommen." Ich hab' dann nur noch geheult, bis man mir eine Spritze gegeben hat. Eine Ärztin und eine Schwesternschülerin waren einfach da, wenn's mir schlecht ging. Ich hab' von dem Kind nichts bemerkt, hatte zwar einen leisen Verdacht, wollte aber nicht weiter nachdenken. Indem ich so auf die Beziehung fixiert war, habe ich die Veränderungen in meinem Körper nicht wahrgenommen.

Als älteste von drei Mädchen wollte Ich damals nicht, daß man meinen Eltern, die sehr konservativ sind, irgend etwas sagt. Meiner Mutter sagten die Ärzte nur, daß eine gutartige Geschwulst samt dem Eileiter entfernt werden mußte, ich sehr viel Blut verloren habe und deshalb noch sehr schwach sei. Diese Frau muß bezüglich Sexualität und Körper ziemlich starke Verdängungskräfte haben, sie hat das tatsächlich geglaubt - andere Frauen, auch Freundinnen meiner Mutter, haben mich darauf angesprochen, was denn da losgewesen sei.

Ich glaube, sie wollte nie wirklich wissen, was mit mir los war, wir wären uns sonst gegenübergestanden. Für meinen Freund war das mit dem Kind schon auch schlimm, aber er konnte das länger wegschleiben. Ich war durch die Schmerzen in meinem Bauch unmittelbar daran erinnert. Wir haben es dann nochmals zusammen versucht, aber Ich hab' anfangs nur geweint, wenn er zärtlich wurde, irgendwann gingen wir dann auseinander. Säuglinge und Kleinkinder habe ich nicht länger ertragen, das war schon ein Verlust für mich. Ich wurde damals schon ein bißchen bitter, so in etwa "alles geht an meinem Körper aus" oder "Männer tun einem hauptsächlich weh". Mein Abitur schaffte Ich in der Zeit sehr gut, trotz allem. Es hat mir sogar geholfen, mich abgelenkt. Medizin studieren wollte Ich dann nicht mehr, trotz erreichter Punktezah für den Numerus Clausus, und so bin Ich stattdessen dann Ergotherapeutin geworden. Ich wollte schnell einen Beruf, selbständig sein und weg von zu Hause. Den Sommer vor Ausbildungsbeginn bin Ich dann allein durch England und Frankreich getrampt,

bin wieder mehr zur Ruhe gekommen. Ich hatte dann eine sehr schöne Beziehung zu einem Mann, der sechzehn Jahre älter ist als ich. Da hab' ich mich wieder erholen können, Nähe und Zärtlichkeit zulassen können, anfangs zumindest. Unsere Erwartungen an die Beziehung waren auch ganz andere, wir waren einfach im jeweiligen Augenblick da, hatten eine schöne Zeit zusammen, und es war schön. Später haben wir uns dann verloren.

Seit damals sehen meine Beziehungen zu Männern bis heute eigentlich so ähnlich aus: Allzunah darf mir ein Mann nicht kommen. Mit allzunah meine ich eine allzutiefe Bindung, hohe Erwartungen in Richtung Partnerschaft. Über längere Zeit hinweg halte ich das noch nicht aus und finde mir auch entsprechende Chaoten, die das noch weniger aushalten als ich. So muß ich mich nicht entscheiden, das entwickelt (erledigt?) sich jeweils von selbst. Gleichzeitig sehne ich mich aber nach einer anderen Form von Beziehung, will, daß sich da was ändert.

Es war ein langer Weg für mich, später dann auch durch die Therapie, daß ich mich heute halbwegs, manchmal auch ganzwegs annehmen kann. Meine Angst vor Nähe wird wohl erst langsam vergehen, das braucht noch Zeit.

Als ich Dich das letzte Mal besucht habe, ich glaub, ich hab vorher von einem Freund geschrieben, habe ich zwar gemerkt, daß irgend etwas in der Luft liegt, was unsere Beziehung betrifft, aber wir haben es beide vermieden, darüber zu reden. Ich hab' nie kapiert oder es nicht verstehen wollen/können, daß Du damals, und wahrscheinlich auch vorher, wie Du mir später geschrieben hast, in mich verliebt gewesen bist. Ich hatte Dich immer sehr gern. Du warst so anders als ich, nicht so chaotisch, immer überlegt, hast damals gerade an Deiner Diplomarbeit geschrieben. Du warst für mich immer ein sehr intellektueller Mann, aber ich habe Dich nie als Mann gesehen, der mich als Frau begehrt. Vor diesem Mann hatte ich dann große Angst, als ich das dann geahnt habe. Geredet haben wir ja nie darüber, beide nicht, und so hat sich das dann nie aufgelöst. Ich hab' nie über mein Beziehungschaos geredet, Du mit mir nicht über Dein Leben, Deine Gefühle zu Dir, Deine Behinderung. Ich habe die hohen Erwartungen, die Du an mich gehabt hast, nicht ertragen. Ich hab' mich von Dir als idealisiert gefühlt, zu einem Bild gemacht, das ich nie war und bin. Aber ich hab mich ja auch nicht gezeigt, hatte größere Schwierigkeiten damit - hab' ich teilweise heute noch. Seither haben wir uns nicht mehr gesehen.

Ich hab' mich oft gefragt, ob nur Deine Behinderung damit zu tun hat, daß ich mich nicht in Dich verliebt

habe. Während der Ergotherapieausbildung wurde dieses Thema, daß sich "gesunde" Frauen und Männer in behinderte Frauen und Männer verlieben und umgekehrt völlig tabuisiert. Es "passiert" halt schlimmstenfalls einmal und zur Verhütung desselben Zustandes wurde uns prophylaktisch beigebracht, daß wir uns immer stark abgrenzen müßten. Das finde ich furchtbar schlimm, ich konnte mit meinen Gefühlen überhaupt nicht umgehen, wenn so etwas war, und habe sie dann immer erstickt. Etwas könnte ich Dir da noch erzählen:

Einmal habe ich mich während meines Praktikums in der Orthopädie in einen Mann verliebt. An seine Behinderung kann ich mich nicht mehr so erinnern, aber ich weiß noch, daß seine Augen sehr grün waren und vielleicht manchmal auch ein bißchen grau. Ich glaube, er mochte mich auch irgendwie, aber vielleicht hat er sich gedacht, ich sehe nur seine Hände. Ich mußte ihm eine Handschiene bauen, die seinen Gelenksabweichungen entgegenwirken sollte, er hat auch immer seine Gymnastik mit mir gemacht, wir waren beide schweigsam, ich hab' gespürt, wir können beide mit der Situation nicht umgehen und jeder gibt sich Mühe, es den anderen nicht allzusehr merken zu lassen. Mich macht das heute noch sehr traurig, irgendwie ist das so hoffnungslos, ich hab' nie mit einer behinderten Frau oder einem behinderten Mann darüber reden können, es ist also von dieser Seite her auch niemand auf mich zugegangen. Man will sich selbst nicht weh tun und dem anderen auch nicht. Warum sind wir so...

Es wäre gut für mich, Du würdest mir schreiben, sobald Du kannst. Wie Du alles erlebt hast. Was Du erfahren hast.

Vielleicht kannst Du mich jetzt ein wenig besser verstehen, auch mein langes Schweigen.

Alles Liebe einstweilen,

.....Elisabeth

Liebe Ellsabeth,

betroffen gemacht hast Du mich mit deinem Brief, aber nicht geschockt. Du hast Dinge angesprochen, über die bisher kein Mensch so offen mit mir geredet hat. Daß ich nicht mehr geschrieben habe, lag daran, daß ich Abstand gewinnen mußte zu dir.

Damals hatte ich schon gedacht, daß du wegen meiner Behinderung keinen intensiveren Kontakt wolltest. Meine Zuneigung zu dir, ja, es war eine körperlose Liebe. Ich habe dir immer geschrieben, was ich für dich empfinde - hätte ich es dir auch sagen können?

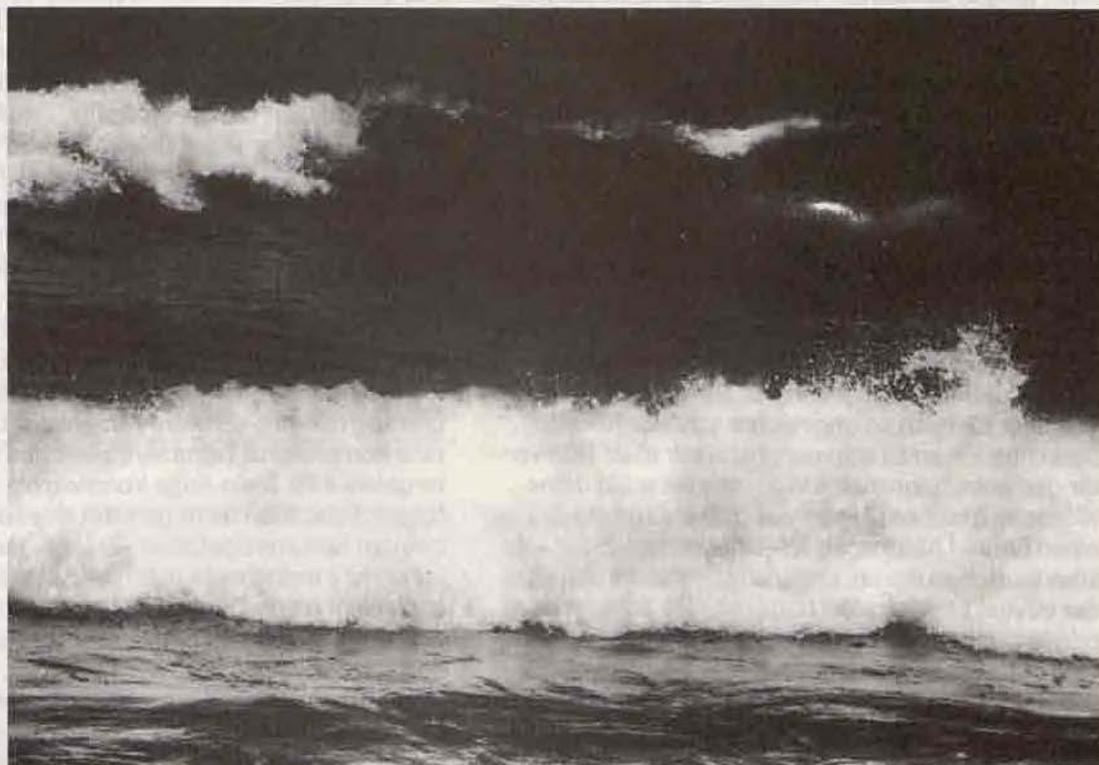


Photo: Harald Eichelberger

Wenn ich heute auf mein Leben zurückschaue, so liegen hinter mir mehr Scherben als Glück. Meine Kindheit mußte ich in Krankenhäusern verbringen, das erste Mal, als ich ein viertel Jahr alt war. Körperkontakt, nun den habe ich nie richtig gehabt, ich hatte das nackte und kalte Leben der Klinik. Meine Eltern haben zwar versucht, durch tägliche Besuche diese Einsamkeit zu kompensieren. Aber eine Kindheit in Geborgenheit und Zärtlichkeit habe ich nicht gehabt. Statt dessen war ich von Beginn an gezwungen zu kämpfen. Wenn ich daran denke, mit welcher Hartherzigkeit und Grausamkeit die Ordenschwestern in der Klinik mit den Kindern dort umge-

gangen sind, bekomme ich noch heute Haßgefühle. Das morgend- und abendliche Gebet am Krankenbett war glatter Hohn. Vielleicht gab es auch Ausnahmen, und ich habe diese vergessen, weil andere zu sehr dominierten.

Meine Schulzeit war wieder ein harter Kampf. Ich konnte nicht so toben wie die anderen Kinder und mußte wegen meiner schlechten Sehkraft in der ersten Reihe sitzen, konnte mir also den Freund oder die Freundin nicht aussuchen, neben der ich sitzen wollte und saß oft allein. Durch weitere Klinikaufhalte kam ich dann immer in andere Klassen, und das ging dann so bis zum Abitur. Anerkennung habe ich

mir durch Leistung erkämpft. Ich war meine ganze Schulzeit lang Klassensprecher und zweimal Schulsprecher. Mein Kampfgeist imponierte, auch meine "intellektuelle Größe". Doch bin ich das wirklich? Nur einmal, kurz vor dem Abitur, hatte ich ein Mädchen kennengelernt, mit dem ich erstmals auch körperlichen und sexuellen Kontakt hatte. Vielen, die mich kannten, fiel sofort auf, daß etwas mit mir passiert war. Oft auch von meinen Eltern hörte ich den Satz, ich sei so anders geworden. Mit meinem Kämpfertum sei es vorbei, manche meinten, ich hätte resigniert. Das Gegenteil war der Fall. Es war eine meiner glücklichsten Zeiten überhaupt. Aber wie bei

dir waren meine Eltern da sehr konservativ. ('Man bleibt bei einer Frau nicht bis spät in der Nacht', usw.) So hatte ich damals riesige Schwierigkeiten, meine Beziehung zu erhalten, weil ständig ein moralischer Druck und ein Schuldgefühl bestand. Wenige Monate nachdem wir uns kennengelernt hatten, zog meine Freundin ins Ausland, weil ihr Vater versetzt worden war. Ihre Briefe und Anrufe wurden seltener, und von einer Freundin, die sie besuchte, erfuhr ich, daß sie einen "tollen" Freund hätte, einen Offizier, der seine Karriere schon hinter sich habe. Ich war dann ziemlich zerstört.

Drei Jahre später lernten wir uns dann kennen. Meine Versuche, inzwischen Kontakt zu Frauen zu bekommen, gingen alle schief. Sehr häufig erlebte ich empörte Ablehnung und zunehmend bekam ich Angst, von mir aus den ersten Schritt auf eine Frau hin zu wagen. Meine Behinderung wurde mir immer mehr als Barriere bewußt. Eine Auseinandersetzung mit meiner Behinderung habe ich verdrängt, ich wollte doch normal sein.

Einfach lieben und geliebt werden.

Als wir uns vor dem Konzerthaus begegnet sind und auf den Einlaß gewartet haben, warst du es, die mich angesprochen hat. Und du warst es dann auch, die mich irgendwann einmal beim Abschied umarmt hat. Du bist die erste Frau gewesen, die von sich aus spontan mir Nähe gegeben hat. Es war kein intensiver, aber für mich so ungewohnt schöner Kontakt. Dann fing ich an zu träumen, habe mir mein Bild von dir gemacht, habe meine Wünsche als auch deine Wünsche gesehen. Als du viel später sagtest, daß du einen Freund hättest, als ich erkennen mußte, daß alles Illusionen waren, und meine Behinderung wieder einmal alles zerstört hatte, war ich zutiefst deprimiert. Ich habe mich wieder zurückgezogen hinter eine Fassade des unnahbaren Wissenschaftlers. Elisabeth, ich hab nie mit jemandem über alles gesprochen. Weißt du, wenn man erkennen muß, daß man nur etwas gilt, wenn man einen Titel und beruflichen Erfolg besitzt und als Körperbehinderter zunächst alle Fähigkeiten abgesprochen bekommt, dann gibt es zwei Möglichkeiten: Du haßt dich und die Gesellschaft und ziehst dich resigniert zurück, oder aber du sagst dir, denen werde ich es beweisen, daß ich etwas kann und ihre Almosen nicht brauche.

Für den zweiten Weg habe ich mich entschieden. Ich habe mich an der Uni und in der Politik engagiert, tue letzteres immer noch und habe beruflich Karriere gemacht. Ich verdiene gut, habe eine eigene Wohnung, doch Zärtlichkeit, eine erfüllte Beziehung habe ich nicht gefunden. Vor wenigen Wochen hat mich eine Journalistin vom Rundfunk angerufen und mir erzählt, daß sie als Hintergrundwissen zu einer Sen-

dung meine Diplomarbeit in die Hände bekam. Ich schrieb damals über vergleichende Aspekte der Humanökologie, etwas zu Vater-Kind-Mutter-Beziehung bei Naturvölkern. Die Journalistin meinte, daß sie, nachdem ich mich mit einer derart tiefen Anteilnahme damit befaßt hatte, den Verdacht nicht los werde, daß ich gleichzeitig auf intellektueller Ebene meine Sehnsüchte, meinen Verlust an Geborgenheit verarbeitet hätte. Sie wollte mit mir eine Sendung machen und all das darstellen, was ich erreicht habe, aber auch meine Probleme stellvertretend für die anderer Behinderter darstellen. Ich habe es völlig abgelehnt, ich weiß nicht, ob du das nachvollziehen kannst.

Vor einem Jahr habe ich nochmals den vorsichtigen Versuch gemacht, zu einer Frau eine Beziehung aufzubauen. Wir kannten uns etwa ein viertel Jahr. Sie war ein lieber Mensch irgendwie, doch als ich sie eines Abends, als sie gehen wollte, umarmte, fand ich einen Tag später einen Brief von ihr in meinem Briefkasten. Sie schrieb: "Ich glaube, du solltest dir als Behinderter eine behinderte Frau suchen..." Nicht dein Brief, sondern dieser Zettel hat mich total schockiert. Ich fühlte mich so elend wie kaum je vorher.

Tags darauf hatte ich eine Zahnbehandlung mit lokaler Betäubung. Am Heimweg hatte ich einen Kreislaufkollaps. Ich stürzte auf die Gehsteigkante und zog mir eine schwere Augenverletzung sowie eine komplizierte Trümmerfraktur des rechten Schultergelenks zu. Mein Auge konnte trotz sogleich erfolgter Operation nicht gerettet werden und bei der zweiten Schulteroperation versagte mein Kreislauf. Mein Herz wollte nicht mehr, und in Wahrheit wollte ich auch nicht mehr. Doch mein Leben sollte, warum auch immer, nicht zu Ende sein. Auf der Intensivstation starben neben mir zwei Patienten, und ich selbst hing an Apparaten, die mich "hier" behielten. Ein Pfarrer kam zu mir und las irgend etwas aus der Bibel vor. Er meinte, ich trage das Leid anderer und hätte eine besondere Gnade Gottes zu erwarten. Um ihn rauszuschmeißen, war ich noch zu schwach. Meine Eltern und eine liebe Kollegin und ihr Freund saßen oft Stunden an meinem Bett, schweigsam, weil ich nicht reden wollte.

Heute habe ich wieder Boden unter den Füßen.

Nach außen hat sich kaum etwas geändert.

Stiller sei ich geworden, manchmal zu hart in der Argumentation, meinte meine Kollegin. Sie äußerte besorgt, daß ich durch mein berufliches Engagement kaum Zeit hätte, über mich selbst nachzudenken und zu mir selbst zu kommen. Das stimmt schon, aber will ich überhaupt über mich nachdenken?

Meine Kollegin hat einen festen Freund. Wenn sie

abends heimkommt, freuen sie sich aufeinander. Sie haben ein Ziel. Welches Ziel habe ich? Ich weiß es nicht. Ich habe ihr nur gesagt, daß sicher, wenn ich wie sie einen Partner hätte, meine Lebensinhalte auch andere wären.

Elisabeth, du hast mir viel über dich geschrieben, wie es dir ergangen ist. Es klingt etwas traurig und anklagend gegen dich selbst, wenn du über die Männer schreibst, mit denen du zusammen warst. Hätte ich gekonnt, hätte ich es anders gemacht? Ich weiß es nicht.

Du als auch ich haben Eltern, die sich mit Sexualität schwer tun. Auch dank "unserer" Kirche, die sich in dieser Thematik körperfeindlich, ich möchte sagen, verlogen festlegt. Dein Kaplan ist doch der Beweis dafür. Jeder heteroerotisch veranlagte Mann sehnt sich nach einer Frau. Ein Körperbehinderter unterscheidet sich in seinem Gefühlsleben, in seinen Bedürfnissen wohl kaum von einem "Normalen". Das Problem ist dann nur, daß jede erste Kontaktaufnahme über das Auge erfolgt. Stößt mich ein Mensch von seinem Äußeren her ab, so wird es in weiterer Folge auch kaum je zu einem sexuellen Kontakt kommen. Gerade Sexualität geht von sinnlichen Reizen aus. Der größte Teil der Behinderten ist da wahrscheinlich benachteiligt, kann "visuell nichts bieten". Daß du mich sexuell angesprochen hast, darüber besteht für mich kein Zweifel. Aber nach all dem Erlebten, wie sollte ich da mit dir sprechen? Zärtlich-

keit und Geborgenheit wollte ich haben und auch geben, doch ich hatte Angst.

Mein Leben ist voller Ängste und Probleme. Jeder, der sich auf mich einläßt, trägt zwangsläufig ein bißchen mit.

Ich schreibe dir da mein Leben in Teilen wieder, aber glücklich mache ich dich weiß Gott nicht damit. Ich habe das Gefühl, daß du mit deinem Brief den Versuch unternehmen möchtest, etwas von mir, von meiner inneren Welt zu erfahren.

Du hast ein wenig hinter die "intellektuelle Fassade" geschaut, die Angst ist, zu den Gefühlen zu stehen, die keiner erwidern will und die man mir nicht zubilligen möchte.

Elisabeth, von deiner Schwangerschaft damals habe ich nichts mitbekommen, ich wußte auch nur, daß du dich wegen einer Geschwulst operieren lassen mußtest. Wenn ich etwas geahnt hätte, hätte ich versucht, dir drüber weg zu helfen. Wie man sich nach einer Operation fühlt, weiß ich ja nur zu gut... Es ist ein so ungemein offener Brief gewesen, den du mir geschrieben hast. Einer wie ich ihn mir eigentlich immer gewünscht habe. Jetzt nach so langer Zeit sind wir so weit, über unsere Gefühle zu reden.

Laß bitte recht bald wieder etwas von dir hören, und ich hoffe auch, daß wir uns bald wiedereinander sehen.

Alles Liebe,  
Johannes



Photo:Harald Eichelberger

# ROOMING OUT...

Projekt einer integrativen Wohngemeinschaft  
Behinderter / Nichtbehinderter

Sepp Scheipl

Am Papier hatten wir eine Wohngemeinschaft für fünf Personen vorgesehen. Nach der intensiven, erfolglosen Wohnungssuche wurde uns klar, daß es kaum Wohnungen mit 150 qm am freien Wohnungsmarkt gibt, und noch seltener Wohnungen, die mit einem Elektrorollstuhl erreichbar sind.

Die Gruppe beschloß, das Konzept zu ändern und die Wohngemeinschaft auf vier Personen (zwei behindert / zwei nichtbehindert) zu beschränken.

In der Folge wurde die Suche nach einer geeigneten Wohnung (120 - 130 qm) in eher zentraler Lage begonnen.

Viele Diskussionen haben wir über die Wohnungsgröße geführt. Tatsache ist, daß Menschen mit einer Körperbehinderung viele Einschränkungen durch die architektonische Gestaltung des Stadtbildes und der Bauten hinnehmen müssen. So erscheint es als primäres Bedürfnis für einen Rollstuhlfahrer, das unmittelbare Wohnumfeld durch entsprechende Raumplanung so benutzbar wie möglich zu gestalten.

In einem Gespräch am 3.7.1989 mit den zuständigen Beamten der Landesregierung und des Magistrats wurde die Förderung des Projektes besprochen und folgende mündliche Vereinbarungen getroffen:

- *MOH ist rechtlicher Träger der Wohngemeinschaft*
- *Maximale Wohnungskosten: 11.000,- zu jeweils gleichen Mietanteilen auf vier Personen verteilt*
- *Personenbezogene Förderungen nach dem Salzburger Sozialhilfegesetz / Anspruchsberechtigte werden als Alleinunterstützte geführt*
- *Die Kosten einer möglichen Wohnungsadaptierung sind mit dem Landesinvalidenamt zu klären*
- *Die Anmietung der Wohnung müßte sich innerhalb von drei Tagen mit Stadt und Land klären lassen.*

Es erwies sich jedoch als unrealistisch, eine Wohnung mit einer maximalen Gesamtmiete, mit all den Notwendigkeiten zu finden. So wurden wir des Suchens müde und kamen zu dem Schluß, daß es keinen Sinn hätte, weiterzumachen.

Nach einem gemeinsamen Urlaub in Ruhpolding (BRD) in einer Selbstversorgerhütte, stand im Herbst noch immer ein Termin beim Sozialausschuß des Gemeinderates der Stadt Salzburg offen. Wir hatten eigentlich keine Hoffnung in dieses Gespräch gesetzt, aber die Zusagen und Unterstützungen motivierten uns, doch am Projekt weiterzuarbeiten.

Mitte Dezember 1989 bot sich uns eine Wohnung in der Akademiestraße 15. Nach umfangreichen Vorarbeiten, Besprechungen und Verhandlungen war es soweit: Der Magistrat hätte die Wohnung angemietet und für den Zweck der Wohngemeinschaft zur Verfügung gestellt. Die Adaptierung und die Installierung einer Rampe wäre vom Landesinvalidenamt finanziert worden.

## Salzburg Krone

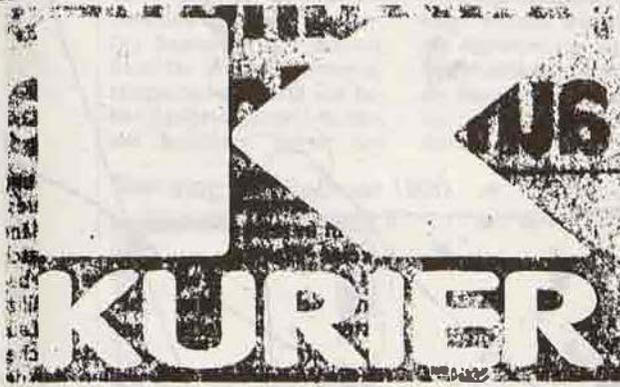
5020, Münchner Bundesstr.160, Tel. 33 555-0



Dienstag, 6. Febr. 1990

### Nachbarn gegen Rollstuhl-Fahrer

Am Widerstand der Nachbarn droht in Salzburg eine Behinderteninitiative zu scheitern: Der „Mobile Hilfsdienst“ will in der Akademiestraße eine Wohngemeinschaft von zwei Behinderten und zwei gesunden Betreuern organisieren. Das Land will die nötige Rollstuhlrampe zahlen. Die restlichen Hausbewohner stimmten gegen das Projekt. Über Intervention von Sozial-Ressortchef Gerhard Buchleitner wird noch einmal abgestimmt.



AZ  
**Tagblatt**

DIENSTAG, 6. FEBRUAR 1990

**Tagesspiegel**

Unabhängige Tageszeitung für Österreich  
Verlagsadr. Lindeng. 48-52, 1070 Wien • Tel. 962170 • Erscheinungsort Wien •  
P. b. b. • Verlagspostamt 1070 Wien • Lit 1600.-, DM 2,50, sfr 1,90, Ft 45.-, Kčs 5.-  
Dienstag, 6. Februar 1990 • Nr. 35 • S 7,-

**Salzburg: „Aus“ für Wohngemeinschaft?**

# Bewohner gegen Rollstuhlrampe

Salzburgs erste „integrierte Wohngemeinschaft“ – wo Behinderte und Nicht-Behinderte zusammenleben – droht zu scheitern. Voraussetzung dafür wäre der Bau einer rollstuhlgerechten Rampe vor jenem Haus, wo die Wohngemeinschaft untergebracht werden soll. Gegen die Rampe sprachen sich die Bewohner des Hauses Akademiestraße 15 in der Stadt Salzburg aus: mit 6 gegen zwei Stimmen!

So geschehen nicht irgendwo, sondern nur einen Steinwurf von der Salzburger Universität entfernt, wo unter anderem mehrere Universitätsprofessoren und Salzburgs Landes-Sanitätsdirektor Ulf Postuvanschitz Tür an Tür wohnen. Sie wollen keine Rampe – und verhindern damit die Realisierung einer Idee, die anderswo längst akzeptiert ist, in Salzburg aber seit Jahren nur auf dem Papier existiert.

Sogar der Bau der Rampe wäre finanziert, aber die Bewohner legten sich quer.

Noch besteht Hoffnung: Ein Formalfehler zwingt die Hausbewohner zur Wiederholung der Abstimmung. Sepp Scheipl, Initiator des Projekts, ist „nur noch ratlos“. Kein Verständnis für die Ablehnung hat Gerhard Czihak, Genetik-Professor an der Uni: „Daß Akademiker von besserem Charakter sind als andere Leute, ist historisch längst widerlegt“. Im Gegensatz zu manchen Universitätskollegen und Wohnungsnachbarn sieht er in der Wohngemeinschaft kein „verdächtiges Projekt“. Auf eine „positive Entscheidung“ hofft auch noch die Wohnungsgesellschaft „Heimat Österreich“, die die Wohnungen an die Wissenschaftler vermietet. Bis dato herrscht eine „furchtbare Revolte“ (ein Bewohner) im Haus Akademiestraße 15.

Noch ein Detail: Der Sohn des „Rampen-Gegners“ und Anglistik-Chefs Erwin Stüzl arbeitet als Zivildienstler in der Behindertenbetreuung.

GERALD STOIBER ■

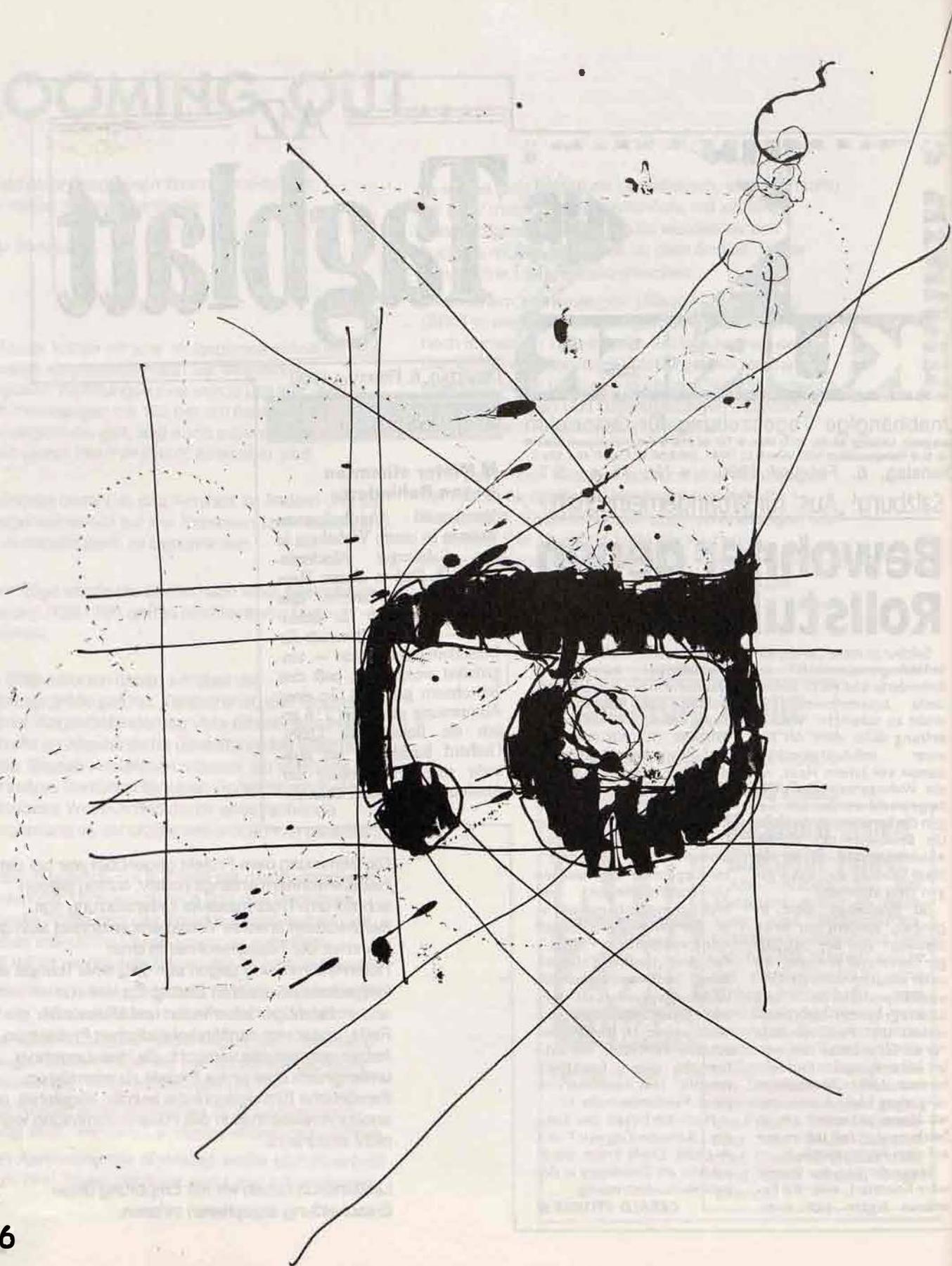
## ■ Mieter stimmten gegen Behinderte

Vorwiegend Uni-Professoren wohnen in einem Wohnhaus in der Salzburger Akademiestraße 15. Daß in diesem Haus nunmehr im Parterre eine Wohngemeinschaft für Behinderte – ein Modellversuch für Behinderten-Integration – eingerichtet werden soll, paßt den Bewohnern gar nicht. In einer Abstimmung gab es ein 2 : 6 gegen die Behinderten. LhStv. Gerhard Buchleitner hat nunmehr eine Wiederholung der Abstimmung erwirken können.

Die Stimmung dem Projekt gegenüber war bei den Hausbewohnern anfangs positiv, schlug jedoch schnell um. Trotz massiver Unterstützung von Befürwortern unseres Vorhabens entschied sich die Mehrheit der Hausbewohner in einer Hausversammlung gegen den Bau einer Rampe und verhinderte so unseren Einzug. Da war von undurchsichtiger Information und Mietwucher die Rede, sogar von sanitätsbehördlichen Problemen. Wir haben unsererseits versucht, die Hausbewohner umfangreich über unser Projekt zu informieren. Persönliche Einzelgespräche wurden abgelehnt, und unsere Anwesenheit in der Hausversammlung war nicht erwünscht.

Letztendlich haben wir mit Empörung diese Entscheidung akzeptieren müssen.

Zeichnung: Gunther W. Trübswasser



Die Hausbewohner ließen sich auch durch Politiker-Appelle nicht umstimmen: In der Akademiestraße 15 in der Stadt Salzburg wird es keine „Integrierte Wohngemeinschaft“ – wo Behinderte mit Nicht-Behinderten zusammenleben – geben. Die Bewohner des Hauses, darunter mehrere Universitätsprofessoren und ein hoher Landesbeamter, hatten, wie berichtet, gegen den

Salzburg: Bewohner wollen Behinderte nicht im Haus

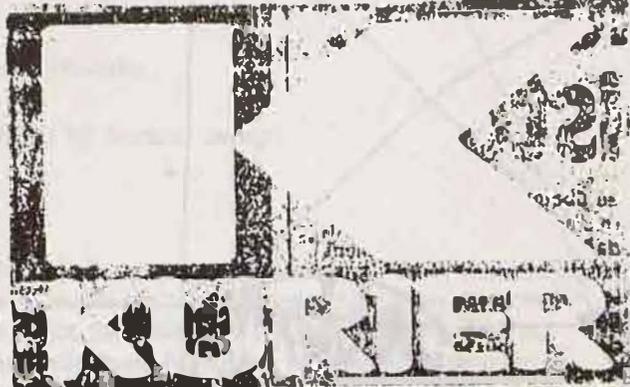
## Wohnprojekt abgelehnt

Bau einer rollstuhlgänglichen Zufahrtsrampe zu ihrem Hauseingang gestimmt. Weil nicht alle Hausbewohner befragt worden waren, wurde die Abstimmung wiederholt. Mehrheitlich sprachen sich die Hausbewohner nun wieder gegen die Rampe und damit auch gegen dieses

Projekt aus, für das seit langem in Salzburg eine Bleibe gesucht wurde. Die Baukosten von 140.000 Schilling für die Rollstuhl-Rampe hätte das Land übernommen.

Salzburgs Sozialstadträtin Veronika Garber und ihr SP-Parteifreund LHStv. Gerhard Buchleitner zeigten sich ent-

Samstag, 17. Februar 1990 • Nr. 46 • S 8,-



täuscht über die unnachgiebige Haltung der Mehrheit der Akademiestraßen-Bewohner, fanden nun aber rasch eine andere Lösung: In der Wohnanlage am Forellenweg in Salzburg soll die integrierte Wohngemeinschaft nun doch noch untergebracht werden können. Ursprünglich wäre dort eine Arztpraxis vorgesehen gewesen, diese ist aber nicht realisierbar.

Dies bedeutete jedoch nicht das endgültige AUS für unser Vorhaben. Es wurde uns eine geeignete Wohnung in der Forellenwegsiedlung angeboten. Wir hatten ein derartiges Angebot schon einmal abgelehnt, da die dezentrale Lage die Mobilität von Rollstuhlbenutzern erheblich einschränkt, weil öffentliche Verkehrsmittel nicht benutzbar sind und derzeit keine verwendbaren Alternativen zur Verfügung stehen.

Zur Zeit planen wir gemeinsam unsere Wohnung am Forellenweg. Diese ist im Dezember 1990 bezugsfertig.

Wir werden uns dann in Zukunft für die uneingeschränkte Mobilität von Menschen mit Behinderungen einsetzen.

Wir möchten diese Gelegenheit nutzen, um all jenen zu danken, die unser Projekt unterstützt haben.

Jene, die sich uns in unmenschlicher Weise entgegengestellt haben, bitten wir darüber nachzudenken, wie entfernt sie sich von jeglicher Art von Betroffenheit halten können.

# Salzburger Zeitung

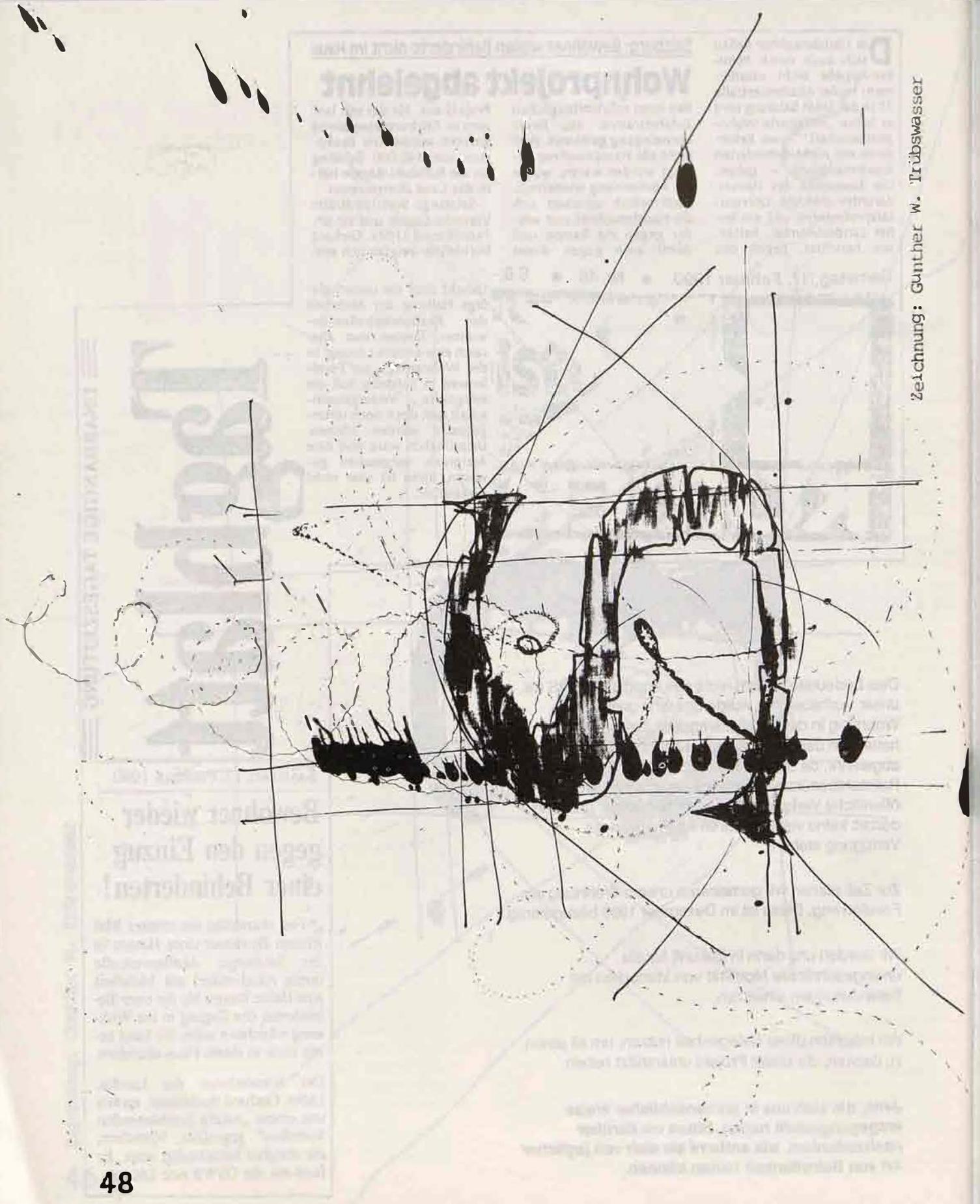
UNABHÄNGIGE TAGESZEITUNG

SAMSTAG, 17. FEBRUAR 1990

## Bewohner wieder gegen den Einzug einer Behinderten!

Fast skandalös: ein zweites Mal lehnten Bewohner eines Hauses in der Salzburger Akademiestraße (meist Akademiker) mit Mehrheit eine kleine Rampe ab, die einer Behinderten den Zugang in die Wohnung erleichtern sollte. Sie kann somit nicht in dieses Haus einziehen.

Der Sozialreferent des Landes, LHStv. Gerhard Buchleitner, sprach von einem „zutiefst beschämenden Verhalten“ gegenüber Menschen, die ohnehin benachteiligt seien. Er fand mit der GSWB eine Lösung.



Zeichnung: Gunther w. Trübswasser

# Stadtteilbezogenheit – ein handlungsleitendes Prinzip

Hans Hovorka

Institut für Soziales Design

Die Schaffung gemeinwesenintegrierter Wohnformen in Wien, die ein "Wohnen mit behinderten Menschen" anstrebt, fiel zeitlich mit der Propagierung einer auf Jugendlichkeit, Erfolg und Wohlstand getrimmten postmodernen Stadtseligkeit zusammen. Der wachsenden kommunalpolitischen Priorität des Fremdenverkehrs und den kostenintensiven Vorbereitungen einer stadtverändernden Weltausstellung stehen im Sozialbereich die Verengung kommunaler Handlungsspielräume bei gleichzeitig wachsendem kommunalpolitischem Handlungsbedarf gegenüber.

Sozialabbau, Privatisierung und Entprofessionalisierung, Erscheinungen der vielzitierten Krise der Gesellschaft, des Sozialstaates, weisen auch der kommunalen Sozialpolitik und -arbeit zusehends eine armutsverwaltende Funktion zu und werfen die Frage auf, wieweit ein professionelles Betreuungs- und Förderungssystem für behinderte Menschen als öffentliche soziale Aufgabe überhaupt noch durchgesetzt werden kann.

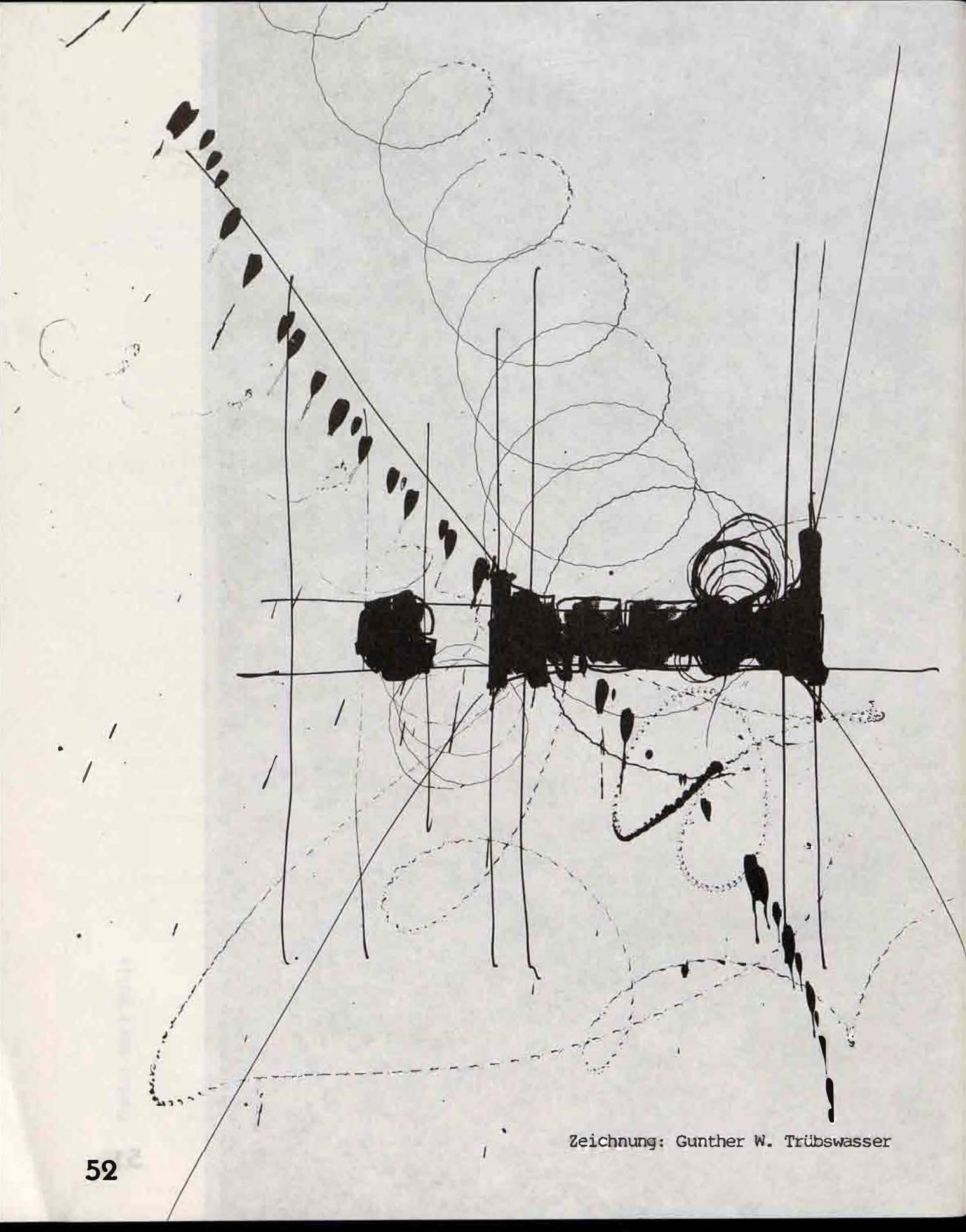
War bisher Integration zentrales Element der Sozialpolitik, so muß angesichts fortschreitender Ausgrenzung von Bevölkerungsgruppen, die "nicht mehr integrierbar" scheinen (Arbeitslose, Sozialhilfeempfänger ...), befürchtet werden, daß kommunale Sozial- und Behindertenpolitik Ausgrenzung bedeuten kann, auch wenn sie im "offenen" Bereich realisiert wird. Wie stellt sich nun die Lage in Wien dar?

Die dem "Wiener Programm" zur Schaffung von 1.000 zusätzlichen Wohnplätzen für behinderte Erwachsene zugrundeliegenden Forschungsarbeiten des Wiener Instituts für Soziales Design (1981, 1986) sowie die Empfehlungen des Österreichischen Komitees für Sozialarbeit "Leitbilder zum Wohnen geistig behinderter Menschen in Österreich" (1987) gingen bezogen auf Schätzungen der Österreichischen Lebenshilfe von einem für die nächsten Jahre geschätzten Bedarf von 4.000 bis 5.000 Wohnplätzen allein in Wien aus.

Diese sollten den Lebens- und Wohnverhältnissen der übrigen Stadtbevölkerung weitgehend angeglichen sein, d. h. auf die Wiener Wohnverhältnisse und städtischen Bedingungen sowie auf die jeweiligen sozialen und räumlichen Besonderheiten des Stadtteils abgestimmt sein. Der Aufbau von in der Betreuungsintensität abgestuften Wohnungsverbundsystemen sollte dezentral, unter Einbeziehung auch kleiner Initiativgruppen im sozialen Bereich, erfolgen und von einer zentralen fachlichen Koordination und Anleitung begleitet werden, um a) Vielfalt und Wahlmöglichkeiten für die Bewohnerinnen und b) eine hohe fachliche Betreuungsqualität zu sichern. Stadtteilbezogenheit wurde als handlungsleitendes Arbeitsprinzip sozialpädagogischer Förderung festgeschrieben und eine gesamtheitliche, die Vielfalt der städtischen Infrastruktur und Ressourcen nutzende Planung, Praxis, wissenschaftliche Begleitung und laufende Evaluation gefordert.

Angesichts der erwähnten gewandelten Bedingungen, unter denen heute und vermutlich noch verstärkt in den nächsten Jahren kommunale Sozialpolitik kompensatorische Wohnprojekte ausreichend zu fördern imstande sein wird, sowie unter teilweiser Vorwegnahme der von Jeff Bernard dargestellten Teilergebnisse der Begleituntersuchung des "Wiener Modells" durch das Institut für Soziales Design, kann





Zeichnung: Gunther W. Trübswasser

thesenhaft festgehalten und zur Diskussion gestellt werden:

I  
Stadtteilbezogenheit oder Gemeinwesenorientierung bedeutet in der Praxis, daß bei der Planung, Errichtung und Betreuung normalisierter Wohnplätze für behinderte Erwachsene die jeweiligen örtlichen Gegebenheiten, das soziale Umfeld, sowie die lokale Versorgungssituation, wie auch die Entwicklungsperspektiven des Stadtteils situationsscharf erhoben und als praxisstützende Ressourcen berücksichtigt werden müssen. Damit können möglicherweise später auftretende Probleme, Mängel und Widerstände vorausgedacht und entsprechende Vorbeugemaßnahmen gesetzt werden.

II  
Stadtteile, die mehrere ungünstige Merkmale aufweisen, sind als Wohnstandorte für behinderte Menschen abzulehnen, da sie Wahrung bzw. Entwicklung einer wohnumfeldbezogenen Identität erschweren und die übermäßige Inanspruchnahme einer eigenen "Behinderteninfrastruktur" erforderlich machen. Dadurch verringern sich die Begegnungsmöglichkeiten mit nicht-behinderten BewohnerInnen im Alltagsleben. Sozialpädagogische Bemühungen zum "Lernen im Alltag" werden erschwert und es besteht die Gefahr der Herausbildung "extramuraler" Ghettos.

III  
Die Professionalität der Hilfestellungen zur Alltagsbewältigung beim Wohnen darf nicht proportional mit der "Attraktivität" der behinderten BewohnerInnen, ihres Lebens- und Wohnumfelds, sowie ihrer Probleme absinken. Im Gegenteil erfordert sozialpädagogische außerinstitutionelle Förderarbeit auf Stadtteilebene eine mehrdimensionale sozialarbeiterische und -pädagogische Handlungsfähigkeit, die eine über den späteren Arbeitsinhalt hinausgehende Grundausbildung im Sozialbereich sowie laufende Fort- und Weiterbildungsangebote für die MitarbeiterInnen einschließt. Die Einbeziehung von "kostengünstigen" Laien und AbsolventInnen trägerabhängiger Kurzlehrgänge ist als Ergänzung von BetreuerTeams zu begrüßen, als Ersatz von Professionalität jedoch abzulehnen. Schließlich sind die Arbeitsbedingungen

und -perspektiven der MitarbeiterInnen in engem Zusammenhang mit der Qualität ihrer Betreuungsarbeit zu sehen.

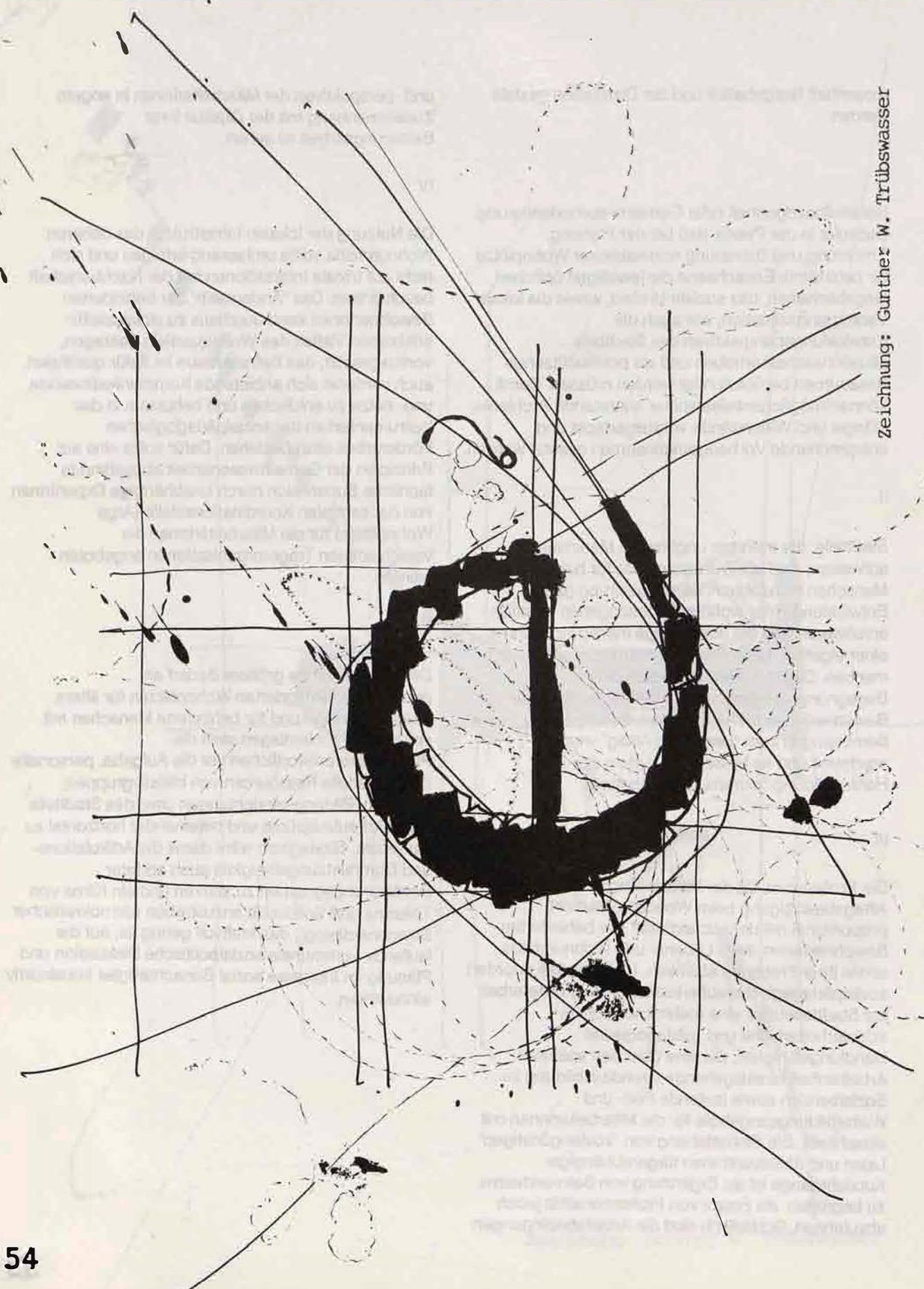
IV

Die Nutzung der lokalen Infrastruktur des näheren Wohnumfelds sollte umfassend erfolgen und sich nicht auf triviale Interaktionen mit der Nachbarschaft beschränken. Das "Anderssein" der behinderten BewohnerInnen kann durchaus zu einer positiv erfahrenen Vielfalt des Wohnquartiers beitragen, vorausgesetzt, das BetreuerTeam ist dafür qualifiziert, auch verdeckt sich anbietende Kommunikationsorte und -netze zu entdecken und behutsam in das Instrumentarium der sozialpädagogischen Förderarbeit einzubeziehen. Dafür sollte eine auf Prinzipien der Gemeinwesenarbeit abgestimmte fachliche Supervision durch unabhängige ExpertInnen von der zentralen Koordinationsstelle (Arge Wohnplätze) für die MitarbeiterInnen der verschiedenen Trägerorganisationen angeboten werden.

V

Der zu erwartende größere Bedarf an gemeinwesenintegrierten Wohnplätzen für ältere, pflegebedürftige und für behinderte Menschen mit speziellen Problemlagen stellt die Planungsverantwortlichen vor die Aufgabe, personelle und materielle Ressourcen von Initiativgruppen, Vereinen, Bildungseinrichtungen usw. des Stadtteils vermehrt aufzuspüren und miteinander horizontal zu vernetzen. Strategisch wäre damit die Artikulations- und Durchsetzungsfähigkeit auch anderer Bevölkerungsgruppen zu stärken und ein Klima von Toleranz und Solidarität anzustreben (demokratischer Bewohnerdialog), das kraftvoll genug ist, auf die laufende kommunale sozialpolitische Diskussion und Planung im Interesse sozial Benachteiligter konstruktiv einzuwirken.

Zeichnung: Gunther W. Trübswasser



## BUCHBESPRECHUNG \*\*\* BUCHBESPRECHUNG \*\*\* BUCHBESPRECHUNG \*\*\* BUCH

" Verkürzte Landschaft, Texte und Bilder"

Herausgeber: Georg Paulmichl

Erhältlich beim Haymon-Verlag, Innsbruck 1990, (ÖS 230.-, DM 36, 21.950 Lire)

Georg Paulmichl wurde 1960 geboren und lebt in einer Behindertenwerkstatt in Prad im oberen Vinschgau. Seit Jahren dichtet und malt er. Im Jahr 1984 hat LOS erstmals in größerem Rahmen (LOS-Nr.:7) Texte von ihm veröffentlicht, in der Folge (1987) erschien dann sein erstes Buch durch die Autonome Provinz Bozen "Strammgefegt". Das Buch gelangte jedoch nie in größerem Umfang in den Buchhandel und blieb somit ein Geheimtip für Insider-Kreise.

Jetzt erschien das zweite Buch "Verkürzte Landschaft", das neben vielen neuen Texten und Bildern auch ein paar ältere Texte enthält.

Georg Paulmichls Prosagedichte strahlen einen ganz eigenen Reiz aus. So kombiniert er Wörter, Phrasen und Redewendungen miteinander, die eigentlich nicht zueinanderpassen. Er verfremdet Altbekanntes, sodaß neue und zum Teil bizarre Gebilde entstehen (wie z.B. *"nach einer besinnlichen Maßfeier wird gefeiert bis zur Besinnungslosigkeit"*, *"junge Menschen werden dem Friedhof zugeteilt"*, *"Jesus hat zu den Elektrikern gesagt: "Das Ewige Licht leucht Euch" ...)*)

Mehr als nur Illustrationen sind auch die im Buch enthaltenen Bilder. Von konkreten Darstellungen, Menschenbildern bis zur abstrakten Farbkomposition reicht das Spektrum, in dem der gezielten Deformation, farblichen Verfremdung und auch den geometrischen Elementen (vor allem den Drei- und Vierecken) eine große Rolle zukommt.

Dieses Buch verführt - leichter Kost ähnlich - um beim Verdauen innere Krämpfe loszuwerden. Mir hat es gut getan.

Kludia Karollny

Garage Lesestoff Nr. 5:

" KLASSENBUCH "

Andrea Steinklauber

(eine Dokumentation zum integrativen Unterricht mit Fotos von Peter Welßensteiner)

Erhältlich bei: Garage, Fach 100, 8200 Gleisdorf, öS 198,- (zuzüglich Porto)

LESETIP \*\*\* LESETIP \*\*\* LESETIP \*\*\* LESETIP \*\*\* LESETIP \*\*\* LESETIP \*\*\* LESETIP

